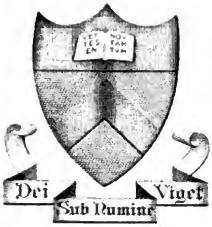
Frühzeit

Oskar Maria Graf

3447
.13
.337

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Vom gleichen Verfasser ist erschienen:

Dichtungen

DIE REVOLUTIONÄRE
Gedichtzyklus 1918
Dresdner Verlag von 1917

AMEN UND ANFANG
Gedichte 1920
Verlag H. F. S. Bachmair, München

UA-PUA . . . !
Indianer-Geschichten 1921
Verlag F. L. Habbel, Regensburg

Kunstkritisches

GEORG SCHRIMPF
Sonderpublikation
Konstanzer Verlag 1919

MARIA UHDEN
Sammlung „Junge Kunst"
Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig 1921

Digitized by Google

DIE ROTE ROMAN-SERIE / BAND V

OSKAR MARIA GRAF / FRÜHZEIT

Digitized by Google

Die Rote Roman-Serie

Band I

FRANZ JUNG: PROLETARIER

Eine Erzählung
Einbandzeichnung von George Grosz

Band II

UPTON SINCLAIR: 100 %

Roman eines Patrioten
Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Hermynia Zur Mühlen
Mit 10 Lithos von George Grosz

Band III

FRANZ JUNG: DIE ROTE WOCHE

Ein Roman
Mit 9 Illustrationen von George Grosz

Band IV

FRANZ JUNG: ARBEITSFRIEDE

Ein Roman
Mit 6 Vollbildern von George Grosz

Band V

OSKAR MARIA GRAF: FRÜHZEIT

Jugenderlebnisse

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT

Digitized by Google

OSKAR MARIA GRAF

FRÜHZEIT

JUGENDERLEBNISSE

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Copyright 1922 by DER MALIK-VERLAG, Berlin-Halensee
Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks und der Übersetzung, vorbehalten

Digitized by Google

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Aufzeichnungen umspannen die Zeit von meinem 11. bis zu meinem 23. Lebensjahre, beginnen 1905 und schließen 1917 ab. Die Niederschrift wurde im April 1920 beendet. Nichts in diesen Blättern ist erfunden, beschönigt oder gar zu Gunsten einer Tendenz niedergeschrieben.

Erinnerung und nochmalige Vergegenwärtigung reihten Wort an Wort.

Dieses Buch soll nichts anderes sein als ein Dokument d i e s e r Zeit.

München, Dezember 1921

Oskar Maria Graf

(RECAP)
3447
.13
.337
544044

Digitized by Google

Verändertes Leben

An jenem Mainachmittag, da der Lehrer plötzlich zur Türe hereinkam, auf mich und meine Schwester zuging und uns sagte, wir dürften heimgehen, weil unser Vater sehr krank sei, empfand ich gar nichts. Auf der Straße redeten wir wenig, machten ernste Gesichter und waren im Grunde froh, daß wir früher als die andern den langweiligen Unterricht hinter uns hatten. Am Dorfanfang traf uns eine Bäuerin und sagte stehenbleibend: „Geht heim, euer Vater ist schwer dran." Wir beeilten uns. Zu Hause war es irgendwie still. Wir kamen in die Küche, die zugleich als Wohnzimmer diente, und sahen die Mutter am Herd mit Flaschen hantieren. Sie sagte: „Geht hinauf zum Vater" und brach in ein Weinen aus. Wir legten unsere Schulranzen hin und gingen hinauf. Als wir eintraten, begannen wir zu weinen. Warum wußten wir nicht. Ich empfand keinen Schmerz, nur ein leises Grauen. Im Zimmer roch es sehr stark nach Medikamenten und Schweiß. Vor dem Bett saß in Uniform mein Bruder Eugen und sah den Vater unablässig an. Hinter ihm standen Theres und Emma. Beide weinten ganz leise. Max, mein ältester Bruder stand an der Wand und starrte uns an. Maurus lehnte am Fenster und Lorenz lispelte uns zu: „Geht hin." Sein Gesicht war ganz verweint.

Wir traten ans Bett und sagten zugleich: „Vater!" Der Kranke lag regungslos und röchelte schon. Sein Gesicht war unheimlich gelb und eingefallen. Meine jüngere Schwester schmiegte sich ans Bett und wimmerte nochmal: „Vater!" Da bewegte er den Kopf ein wenig und starrte sie schweigend an.

Digitized by Google

Alle sahen auf ihn und begannen laut zu weinen. Eugen wollte den Arm unter Vaters Nacken legen, um ihm aufzuhelfen. Aber in diesem Augenblick stieß der Sterbende einen hüstelnden Laut heraus, der Körper streckte sich, das Gesicht zuckte und das Weiße der Augen trat ungeheuer stark hervor. Der Tod war eingetreten. Lorenz rannte zur Tür und schrie, sie öffnend: „Mutter!" Wir alle standen ums Bett und falteten schluchzend die Hände. Nur Max, der älteste Bruder, bewahrte seine Ruhe. Die Mutter kam herein und trat ans Bett, bekreuzigte sich, warf einen schmerzhaften Blick gen Himmel, faltete die Hände und wisperte leise ein Gebet. Dabei rannen ihr die Tränen über die Wangen. Nach einer Weile bekreuzigte sie sich wieder, beugte sich über den Toten und drückte ihm die Augen zu. Unterdessen zündeten Emma und Theres die beiden Kerzen an, die noch von der letzten Ölung dastanden, holten Weihwasser und besprengten den Toten. Mit schwerer Stimme fing die Mutter an das Vaterunser zu beten und wir alle fielen nacheinander ein.

Darauf verließen wir das Zimmer und gingen schweigend in die Küche hinunter. Das Begräbnis wurde besprochen, die Leichenfrau bestellt und der Geistliche zur Aussegnung. Um sechs Uhr abends schon stand der Leichenwagen vor dem Haus und unter lautem Wehgeklage wurde der Sarg aufgeladen und zum Pfarrort gefahren. Hinterdrein schritten wir und viele Dorfleute gebeugten Hauptes und beteten einen Rosenkranz. Als der Sarg im Leichenhaus lag, kamen die Leute zu Mutter und zu den älteren Geschwistern und reichten ihnen die Hände. Uns Kinder sahen sie mitleidig an und sagten: „Arme Kinder" oder so was. — — —

Am andern Tag weckten uns feierliche Glocken, die den ganzen Vormittag läuteten. Ins Grab senkte man dreimal die Fahne des Veteranenvereins und Böller wurden in der Nähe abgeschossen, denn mein Vater war Kriegsteilnehmer von 1870/71.

Mittags aßen wir in der Wirtschaft und alle Verwandten und Basen nahmen an dem Mahl teil. Es wurden allerhand

Digitized by Google

Geschichten vom Vater erzählt und was er zu dieser oder jener Zeit noch gesagt hatte. Nachmittag — es war ein herrlicher Maitag — ging die ganze Familie mit der Verwandtschaft an den See hinunter und trank gemeinsam im Restaurant Kaffee.

Von da ab änderte sich alles im Hause. Wir hatten eine Bäckerei, dazu eine Spezereiwarenhandlung und eine Konditorei, zirka zwanzig Tagwerk Wiesenland, etwas Wald und fünf Stück Vieh mit einem Pferd. Mutter kam aus einem großen Bauernhof und Vater war Bäcker gewesen. Als sie heirateten, war das Haus sehr klein, jetzt — durch Vaters Lust am Bauen — war ein stattlicher Koloß erstanden.

Mein Großvater, der Rechenmacher Lorenz Graf, träumte sein Leben lang von einem solchen Haus. Mit großer Leidenschaft spielte er in einer damaligen Lotterie und verwandte zum Schaden der kinderreichen Familie oft noch die letzten Spargroschen dafür. Aber er hatte nie Glück und als er starb, war das Anwesen verschuldet und baufällig. — — —

In den letzten Jahren kränkelte mein Vater, und Max, mein ältester Bruder, übernahm nach seiner Militärentlassung den Befehl. Seine Art zu kommandieren war kurz, grob und barsch und rief bei Lebzeiten meines Vaters wütende Streite hervor. Der alte Mann griff einmal sogar zum Messer und wollte fluchend auf den Jüngeren losgehen. Mutter warf sich dazwischen.

Seitdem redeten sich die beiden nicht mehr an, und Vater ergab sich dem Trunke. Er bestellte sich Affenthaler Faßwein, saß den ganzen Tag murrend im Kanapee und goß langsam Glas um Glas hinunter. Er aß allein in der Stube, um Max nicht sehen zu müssen. Die beiden wichen sich aus, wo es ging, und wenn sie sprechen mußten, gab es verbissenen Streit, daß wir Kinder immer laut aufheulten oder davonliefen. Nach solchen Auftritten trafen wir meistens die Mutter verweint und gebrochen. Der Vater verließ das Haus, betrank sich in irgendeinem Wirtshaus und kam spät nachts heim.

Wir alle haßten Max. Mit ihm war irgendetwas Fremdes ins Haus gekommen. Er trieb uns mit schneidend-scharfen Worten an. Kannte keine Milde, schlug sofort zu. Mit der

Digitized by Google

Hand, mit einem Teigspachtel, mit allem, was gerade nah war. Eugen, der einzige, der ihm an Kraft gleichstand, war damals beim Militär. Lorenz arbeitete nachts mit den Gesellen, Maurus lernte in Karlsruhe, Emma war in München in einem Schneiderinnenkurs. Nach Vaters Tod schlossen wir jüngsten Geschwister uns mehr und mehr zusammen. Lorenz las viel Karl May, bestellte sich heimlich Teschings und schoß während des Brotaustragens Fasanen, Hasen und Eichhörnchen, steckte sie in den Brotkorb und briet sie nachts mit Beihilfe der Gesellen. Anfangs wurde ich nicht eingeweiht in dieses Geheimnis. Erst als ich eines Tages mittragen mußte, zog Lorenz mich mit in den Wald. Ich war begeistert. Sofort wurde ein neuer, kleiner Tesching für mich bestellt. Solche Sachen kamen alle an den Schuhmacher des Dorfes per Nachnahme. Der bekam dafür als Schweigegeld Brot. Mit der Zeit genügte uns das nicht mehr. Es wurden alle Altersgenossen des Dorfes eingeweiht. Und Sonntag nachmittags pürschten wir die Wälder ab. Alles, was uns in den Weg lief, wurde niedergeknallt. Wer auf den ersten Schuß ein Wild zur Strecke brachte, bekam den „Jägerpreis", das hieß, daß der gemeinsam gekaufte Tesching sein alleiniges Eigentum wurde. Die Sache wurde ruchbar. Der Gendarm kam ins Haus. Es gab eine furchtbare Rauferei zwischen Lorenz und Max, die damit endete, daß Lorenz in die Stadt fuhr, sich nach einer Stelle umsah und nie mehr etwas von sich hören ließ.

Um diese Zeit kam ich aus der Werktagsschule. Ich mußte nunmehr nachts mithelfen. Max sah mir sehr scharf auf die Finger. Sehr eingeschüchtert, unternahm ich lange gar nichts. Sonntags jedoch zerstörten wir die Bänke des Verschönerungsvereins, dessen Vorstand Max war, rissen junge Pflanzbäume aus oder zündeten irgendeinen Heuhaufen an. Es war irgendetwas in uns, das uns dazu drängte. Es mußte etwas geschehen. Wir haßten die Dörfler. Lorenz mußte gerächt werden. Damals lasen wir das Indianerbuch „Der Untergang der Seminolen." Schön, unsäglich schön war der Schluß: Der letzte Seminole beugt sich über den toten Häuptling,

Digitized by Google

schlitzt ihm die Ader auf und trinkt das Blut, das nach ewiger Rache schreit. Dann geht er zu den Sioux und zieht gegen die Weißen . . .

Wir waren zu dritt; Martin, ein Schulfreund von mir, Anna, meine Schwester, und ich. Vor dem Dorf, tief in einem Kornfeld, trafen wir uns eines Tages. Ich entwarf den Racheplan, die beiden andern knieten nieder, erhoben feierlich den Arm und sagten: „Ich schwöre!" Wir hatten ausgemacht, daß demjenigen, der etwas verriete, Schlimmstes geschehen müsse. Dann kamen die Wirkungen. Der Müller hatte seinen eisernen Pflug mitten im Acker stehen lassen. Er wurde auseinandergeschraubt und die Teile in alle Windrichtungen hinausgeworfen. Der Wirt am See baute auf der Etztalanhöhe ein Almhäuschen. Wir schufteten vier Sonntage bis wir es vom Boden losbrachten, dann flog es krachend den Hügelrücken hinunter. Der Bürgermeister ließ seine Füllen auf die Weide. Wir leiteten Wasser aus dem nahen Bach durch dieselbe, machten in der Mitte ein Feuer und heßten die Tiere dampfend, dann wurde die Weide aufgemacht und die Füllen rannten davon. Wir stahlen von den gedeckten Gartentischen der Wirtschaft die Tischtücher, verbrannten sie.

Es mußte was geschehen! Die Rache war zu klein. Sie tat niemandem weh. Abermals wurden Teschings bestellt. Die Jagd ging von vorne an, nur daß wir dieses Mal alles Erschossene einfach liegen ließen. Ein Geselle hatte drei Tage Gefängnis bekommen wegen der Geschichte mit Lorenz. Er wollte nichts mehr wissen von solchen Dingen, drohte mit Prügeln. — —

Wir mußten schwer arbeiten. Ich wurde abends (im Winter um 11 Uhr, im Sommer um 9 Uhr) geweckt vom Gesellen. Die ganze Nacht durch ging es. Um 6 Uhr früh zählte mir die Mutter das Brot in den Korb, legte Wecken obenauf, füllte einen Rucksack für Anna, die bereits schläfrig gähnend in der Küche wartete. Und hinaus in die frische Morgenluft bis zwölf Uhr mittags. Anna machte auch den ganzen Nachmittag noch Gänge. Ich mußte in der Konditorei mithelfen. Schneeschlagen neben Max, Sandtorte ein-

Digitized by Google

rühren, Mürbteig kneten. Um 5 Uhr abends konnte ich schlafen gehen. Das war der normale Tageslauf. Oster-, Pfingst- und Weihnachtszeit wurde es oft viel später. Nebenbei galt es Holz zu spalten oder Häcksel zu schneiden. Und immer dieses peitschende, drohende: „Los! Los! Marschmarsch!!" Dafür gab mir Mutter im Sommer wöchentlich 5 Mark und im Winter drei jeden Sonntag. Weihnachten und zum Geburtstag bekam ich etwas auf die Sparkasse und dann durfte ich die Summe im Buch lesen.

Aber das durfte Max nicht wissen.

So ging es beinahe zwei Jahre. Allmählich hörten die Rachefeldzüge auf. Ein Geselle hatte ein Buch: „Wie werde ich Erfinder?" Ich las es und mein Leben bekam eine andere Kurve. Durch eben denselben Schuster, der für uns die Nachnahmen einlöste, bestellte ich mir technische Schriften. Ich begann zu zeichnen. Alle Schriftsachen wurden im Dachboden versteckt. Ich erfand. — Es war ein Stiefelzieher. Die Zeichnung schickte ich an ein Patentbureau in Kassel. Ein sehr ermunternder Brief, der mir große Aussichten versprach, war die Antwort. Aber man müsse, hieß es, fünfundsiebzig Mark einschicken.

Fünfundsiebzig Mark! Mein Herz schlug höher. Mit einer solchen Summe kann man nach Patentierung Tausende gewinnen. Ich zeigte den Brief Theres. Sie war Feuer und Flamme, Mutter wurde eingeweiht. Ich bekam das Geld, sandte es ab. In fünf Wochen war ich Inhaber eines deutschen Reichspatentes, versandte gedruckte Prospekte in alle Himmelsrichtungen und wartete siegessicher. Alle Tage kam ich zum Schuster. Lauter Absagen.

Ein Modell wurde von einer Firma verlangt. Verflucht! Ein Modell! Ein Modell! Weitere sechzig Mark waren nötig. Und wieder bekam ich sie von Mutter und Theres. Das Modell kam an — und funktionierte nicht. Absage auf Absage kam. Theres lächelte schon. Ich tröstete mich. Edison ist auch nicht von heut auf morgen ein Millionär geworden. Zäh muß man sein. Unermüdlich!

Digitized by Google

Ein neuer Plan. Aus Mecklenburg schrieb ein biederer Mann, daß alle Patentbureaus und Anwälte Schwindel seien. Er mache es für — und eine genaue, grundehrliche Aufstellung lag bei — den niederen Preis von 80 Mark und verspreche bei Nichtverkauf der Erfindung Rückvergütung. Es gibt eben doch noch ehrliche Leute auf der Welt.

Die zweite Erfindung wurde losgelassen. Eingeschrieben gingen die Zeichnungen nach Mecklenburg und wieder binnen fünf Wochen war das zweite Patent erworben. Ein selbstsichziehender Flaschenkork. Ein Massenartikel, eine Millionensache!

Jetzt schrieb ich persönliche Briefe an die Herren Fabrikanten. Ich schrieb ganz kollegial. Absagen. Ich schrieb noch kollegialer: „Sehr verehrter Herr Direktor oder Werter Herr Bayer! Ich habe eine Erfindung, die Sie in ihrer Fabrik sicher verwerten können. Ich trete mit Vergnügen alle Rechte an Sie ab um den geringen Preis von 1000 Mark. Mit den besten Grüßen oder Hochachtungsvollst oder herzliche Grüße, Oskar Graf, Erfinder." Absage! Ich formulierte: „PP. Ich habe soeben eine sehr geschäftstüchtige Erfindung gemacht. Hier lege ich sie bei. Ich gebe Ihnen alle Rechte für 500 Mark, bin aber auch mit weniger zufrieden. Bitte nehmen Sie mir die Sache ab. Ich könnte schließlich auch mit dreihundert Mark zufrieden sein. Mit Gruß Oskar Graf, Erfinder." Absage. Oder gar keine Antwort. Nicht einmal fünfzig, nicht einmal dreißig Mark zahlten die Schufte. Die Welt erkannte eben mein Genie nicht. — — —

Um diese Zeit kam Maurus von Karlsruhe. Er brachte Bücher mit. Eine Unmasse „Jugend"-Hefte, einen Band Heine, Reklam-Bücher von Stifter, einen Band Uhland, Lessings dramatische Meisterwerke, Napoleons Liebschaften und Freundinnen, Ibsens Volksfeind, die Frau vom Meer und Viktor Scheffels Novellen. Er sprach hochdeutsch, erzählte mir von einem Buch über den Kaiser, das „Er" hieß und las mir aus Shakespeare vor. Er tat dies mit einer Glut, mit einem Antrieb, der in mir den Ehrgeiz entflammte. Ich fing an die Bücher zu lesen. Aber Maurus geriet schon in den ersten

Digitized by Google

Wochen mit Max in Streit und warf die Sache hin. Nach einer Rauferei mit Blut, Weinen und Gebrüll packte er seine Koffer und ging nach Bamberg.

Was nun?

Eine Kuh wurde krank. Vier Schweine krepierten. Das Pferd endete an Kolik. Der Bürgermeister lieh Max ein Haustierarztbuch. Ich las es in den Nachtstunden. Langsam wachte ein regeres Interesse auf. Auch überlegte ich, was ich nun eigentlich für einen Beruf ergreifen wollte. Wieder wurde eine Kuh krank. Der Herr Bezirkstierarzt kam und hielt im Stall einen Vortrag. Das war der Anstoß. Die Sache war beschlossen: Ich werde Tierarzt.

Die Kuh ging kaputt. „Infektion", sagte der Herr Bezirkstierarzt.

Infektion!? Was ist das?

Ich bestellte bei Paray in Berlin als erstes Buch für meine zukünftige Praxis: „Die Kuhseuchen". Es war ein dunkelblaues, elegantes, schlankes Büchlein mit vornehmem Goldaufdruck. Also!

Ich las und las! Plötzlich kam der Riß! Da stand mitten unter andern Worten, genau so wie alle anderen: Immun.

Ja, was heißt das? Was heißt das?

Sofort schrieb ich um ein Tierarzt-Fremdwörterbuch.

Und nun ging es ans Auswendiglernen. Von A bis Z. Jeder Brotaustraggang war erfüllt mit lautem Hersagen der unerhört gedrechselten Wörter. Wenn zufällig der Herr Bezirkstierarzt vorbeifuhr, zog ich schon ganz gleichgestellt die Mütze und rannte klopfenden Herzens in weitem Abstand hinter dem Fuhrwerk her. Denn dieser Mann war für mich ein Gott, einer, der unerhört viel Auswendiggelerntes in seinem Hirn haben mußte.

Nach den Kuhseuchen kamen die Pferdezuchtbücher, die Hundekrankheiten und die Geflügelsorten, dann die Schafräude und endlich sogar die Fischzuchtwerke. In der Zeitung standen die Semesterankündigungen der Landwirtschaftlichen Hochschule Pfarrkirchen. Ich kalkulierte: Da den Anfang und auf der „Veterinär-Universität" in München den Schluß. Vete-

Digitized by Google

rinärschule paßte mir nicht. Das war zu wenig. Es mußte irgendetwas mit Universität darin vorkommen. Auf dem Gang zu Kundschaften, vor dem Einschlafen las ich laut meine Kompendien. Eine stattliche Zahl Bücher lagen droben unterm Blechdach, wohlverwahrt und in eine große Pappschachtel verpackt. Immer vorm Schlafengehen stieg ich auf den Boden, horchte herzklopfend, ob niemand die Stiege heraufkäme, und zog langsam die Schachtel heraus, strich meine Bücher glatt und suchte mir eines aus. Nie kam es vor, daß ich einschlief, ohne vorher das teure Kleinod unter die Matratze gesteckt zu haben, denn ich hätte Prügel bekommen, daß ich nicht mehr hätte stehen können, wenn so etwas aufgekommen wäre. Die Bücher kosteten erstens ein Heidengeld und zweitens hatte ich laut Befehl einfach Bäcker zu werden. Fertig!

Die Wochen schlichen hin. Es nagte, es bohrte. Ich mußte etwas sagen. Um 4 Uhr früh kam Mutter die Stiege herunter, stellte Kaffeewasser auf. Immer die gleiche Klage. Die Gesellen waren roh, verprügelten mich, weil ich des öfteren einschlief. Einer warf mir einen Zweizentnersack auf den Kopf, daß mein Körper krachte. Nichts half. Max durfte nichts erfahren. Mutter weinte und sagte: „Wenn nur ein einziges Mal Ruhe wäre!"

Es mußte was geschehen! Es mußte was geschehen!

„Also heute mußt du es dem Max sagen, daß ich nach Pfarrkirchen möchte. Ich will kein Bäcker werden, ich will einfach nicht! Alle haben sie was lernen dürfen: Der Eugen ist auf die Handelsschule geschickt worden, der Maurus ist nach Karlsruhe gekommen und ist jetzt Konditor, den Lorenz hat er einfach hinausgeworfen und mich will er auch eines schönen Tages los haben", jammerte ich. Alle Tage die gleiche Sache, zäh, unablässig, verbissen.

Pfarrkirchen begann am 15. September. Es war August. Ich drängte immer mehr und Tag um Tag verlief ohne Ergebnis.

„Der haut dich bloß recht durch, dann hast du es", sagte die Mutter.

Digitized by Google

„Und wenn er mich erschlägt, ich mag einfach nimmer anders", antwortete ich starr. Aber es geschah nichts. Mir kam ein Gedanke. Ich schrieb an Eugen. Dem konnte dieser Gewaltige nichts tun. Es konnte auch keine Rauferei und kein aufregender Skandal werden, denn Eugen war weit weg.

Ich schrieb: „Lieber Eugen! Weil mich keiner daheim hören will und weil ich glaube, daß ich ein Talent habe, wenn ich studieren darf, so komme ich heute zu Dir mit der Bitte, die nur Du möglich machen kannst. Ich gehe sonst daheim unter, wenn Du mir nicht hilfst. Ich möchte nämlich am 15. September nach Pfarrkirchen in die Landwirtschaftliche Hochschule und dann nach München in die Tierarzt-Universität, weil ich Tierarzt werden will. Aber dem Max kann ich nichts sagen, das weißt Du ja. Der schlägt mich bloß recht, der Grobian. Aber ich muß Tierarzt werden, sonst gehe ich unter. Also hilf mir. Schreibe nur dem Max einen anständig gesalzenen Brief. Dich fürchtet er ja doch, aber mich schlägt er bloß. Aber sag in Deinem Brief an Max nichts, daß ich Dir geschrieben habe, sonst krieg ich auch wieder Schläge. Ich schicke Dir schon was zu essen, wenn Du mir hilfst. Es grüßt Dich dein Dich liebender Bruder Oskar."

Etliche Wochen später — es war schon so um den 8. September — kam ich heim und fragte die Mutter leise und unauffällig am Herd: „Hast du was gesehen? Hat denn der Eugen noch nicht geschrieben?"

Mutter sagte laut, daß ich sie beschwichtigen mußte: „Wenn nur ein einziges Mal Ruhe wäre. Bleib' doch Bäcker, da verdienst du dir doch viel besser dein Geld."

Das hatte Max gehört. Er saß in der Stube am Schreibtisch. Die Tür war offen. „Was ist da?" fragte er barsch herein.

„Der Oskar möcht' Tierarzt werden, und das geht jetzt an, sagt er", antwortete die Mutter. Ich bebte am ganzen Körper. Eine furchtbare Spannung hatte mich erfaßt. Mein Herz klopfte laut. Wartend stand ich da, denn jetzt mußte sich etwas abspielen, das entscheidend war für mein ganzes Leben. Dazwischen malte ich mir die Zeit in Pfarrkirchen

Digitized by Google

aus, ganz deutlich, fast als ob ich mich schon dort befände, alle Tage in Sonntagskleidern von meinem Logis in die Schule ging.

Da stand auf einmal Max im Türrahmen und sagte: „Was willst du?", machte eine drohende Geste mit dem Gesicht, schrie: „Blöder Kerl, blöder, pass' einmal auf!... Was hast du denn davon? Der Huber-Peter studiert jetzt schon acht Jahre umeinander und ist heute noch nichts."

Und damit war die Sache fertig. Ich war im Grunde froh, daß diese erste Anfrage so leicht verlief, ohne Prügel und Krach. Aber die Wut gegen Max packte mich zu innerst und ich schwor bitterste Rache.

Ich arbeitete nach wie vor nachts, schuftete am Tag und gab ganz langsam meine Tierarztinteressen auf. Sonderbar, jedesmal nach einer solchen überstandenen Hochspannung ließ meine Energie unvermerkt nach, verflachte. Ein neues Suchen begann. Die Erfindungen lagen unterm Dachboden und verstaubten, die Tierarztbücher verloren den Reiz und moderten unterm Blechdach.

Ereignisse

Die Zeit verfloß. Winter überschüttete die Dächer der Dorfhäuser. Weihnachten kam näher. Ungeheuer viel Arbeit. Den ganzen Tag mußte ich neben Max Mürbteig ausrollen und die Teigflächen ausstechen, auf die geschmierten Bleche richten und herausbacken. Ganze Körbe voll Zimtsterne, Nußstangen und Marzipanstücke standen abends da. Um 10 Uhr konnte ich zu Bett gehen; um 12 Uhr weckte mich der Geselle zur Nachtarbeit. Wie im Traum, mit dumpfem Kopf fuhr ich mit den nackten Armen in den Teig und walkte ihn. Wenn ich einschlief, gab es Stöße oder Prügel. So ging es jede Nacht. Um sechs Uhr früh stampfte ich mit dem gefüllten Brotkorb durch die schneeige Dunkelheit und brachte das Brot in die entfernten Dörfer. Gegen Mittag kam ich, vollkommen durchnäßt, daheim an, aß, zog mich um und mußte wieder neben Max Christbaumgebäck herstellen. So haspelten sich

Digitized by Google

die Tage ab. Einmal in einer Nacht sank ich einschlafend in den Teig. Der Geselle fiel über mich her, schlug mich mit seinen knochigen Fäusten. Ich riß die Arme aus dem Teig und rannte heulend zu Max hinauf, wollte mich beklagen. Vom Schlaf aufgeschreckt, stürzte er aus dem Bett und schlug wahllos auf mich ein, daß ich entsetzt wieder hinunterrannte und weinend weiterarbeitete.

„Der zeigt dir die Sache", höhnte der Geselle und puffte bei der geringsten Gelegenheit weiter auf mich ein, daß ich wie ein Tier blind und verbissen weiterwalkte. So kam es mir nirgends mehr gehen, dachte ich jede Nacht und sann auf einen Ausweg.

Am Weihnachtstag selber ruhte jede Arbeit. Der Geselle fuhr in die Stadt. Punsch gab es in der Stube und jeder bekam ein kleines Geschenk. Und schlafen konnte man die ganze Nacht.

Nach Neujahr hörten die Christbaumfeiern auf. In der Konditorei gab es nicht mehr soviel zu tun. Die Tagarbeit wurde weniger.

Ich mußte das Zitherspielen erlernen, kam aber nie weiter als bis zur Notenskala und bekam darob furchtbare Prügel von Max, bis er einsah, daß es nicht ging, und mich mit in den Wald zum Holzfällen nahm.

Ende Februar kam Maurus von Bamberg nach Hause. Er übernahm die Konditoreiarbeiten. Ich mußte ihm helfen. Max wich ihm aus irgendeinem Grunde aus. Die Beiden sprachen wenig miteinander.

So hatte ich denn am Tage einen anderen Vorgesetzten. Wir verstanden uns anfangs gut. Maurus sprach ein merkwürdiges Gemisch von Hoch- und Preußisch-deutsch, erzählte mir aus Büchern, von der Fremde und ließ sich sogar manchmal herab, mit mir Dummheiten zu machen. Ich schloß mich ihm mehr und mehr an.

War Max aus dem Haus, so arbeiteten wir hastiger, machten eilig alles fertig, setzten uns auf die Backstubenbank und Maurus begann mir aus Heinrich IV. vorzulesen. Aber ich begriff nur schwer, trotzdem er mich zeitweilig ermunterte.

Digitized by Google

Um nicht Prügel von ihm zu bekommen, lachte ich oft gewaltsam, was ihn sehr freute.

Die Nachtarbeit war jetzt wenig. Der andere Geselle war weg. Er hatte zuviel Brot gestohlen. Ein alter, grauer Gehilfe war aus der Stadt gekommen, der die meiste Zeit betrunken war. Aber er buk gutes Brot, und weil er mich nur selten schlug, ging ich ihm gut zur Hand.

Während der Vesper- und Gährpausen las ich Reisebeschreibungen und Indianergeschichten. Der Geselle schnarchte auf der Bank, bis ich ihn weckte.

So gegen vier Uhr, wenn Mutter die Stiege herunterkam, waren wir meistens fertig. Die Magd kam herunter und besorgte ihre Stallarbeit. Wir tranken Kaffee, und um sechs Uhr mußte ich mit Anna Brot forttragen.

Dieses Beisammensein auf der freien Landstraße war unsere schönste Zeit. Auf dem Heimweg erzählten wir uns erfundene Geschichten, in denen wir — die Hauptfiguren — auf einem Riesenschiff auf dem Großen Ozean lebten, umgeben von märchenhaftem Reichtum und einer unausdenkbaren Bequemlichkeit. Die Erzählungen wurden auch manchmal dramatisch. Es gab Kampf mit feindlichen Seeräubern, die wir sodann besiegten und mit einer rätselhaften Grausamkeit bestraften. Haßten wir im Dorfe wen, so wurde er in die Geschichte hineinverwoben und auf irgendeine Weise gefangen. Dann kam ein entsetzliches Rachegericht.

An den schönen Sonntagnachmittagen fuhr Maurus mit mir mit dem Rad fort, suchte ein ungestörtes Sonnenplätzchen im Walde auf und las mir aus Büchern vor. Kleists Novellen, Shakespeare und Ibsen lernte ich dabei kennen. Dann kamen die Russen, Heine und Lessing.

Maurus brachte die Stücke warm heraus und entflammte in mir den Ehrgeiz. Zuletzt lasen wir um die Wette. Jeder wollte mehr gelesen haben, mehr wissen und über den anderen triumphieren.

Nunmehr bewegte ich auch Anna dazu, Bücher zu lesen. Und unsere Brotgänge wurden immer länger. Sehr oft gab es Prügel von Max.

Digitized by Google

Als wir eines Tages heimkamen, stritten sich Maurus und Max. Warum, wußten wir nicht. Immer lauter schrieen sie und kamen auf einmal ins Handgemenge. Ein furchtbares Raufen begann, und erst als Maurus blutig an der Wand lehnte, ließ Max von ihm, ging hinauf und zog sich um, denn es war Dienstag und er mußte zur Gesangsstunde des Gesangvereins. Anna und ich gingen zu Maurus, sahen ihm vielsagend in die Augen und ballten die Fäuste: „Das muß er büßen, der Hund!" Maurus schluchzte laut auf, faßte sich dann und wusch sich am Brunnen. Am selben Abend noch fuhr er zur Stadt, und lange kam keine Nachricht von ihm. Max war nun wieder Alleinherrscher und verstand es, alle unbequemen Geschwister aus dem Haus zu drängen. Eugen fuhr nach seiner Entlassung vom Militär nach Amerika, und meine ältere Schwester Theres machte es wie Emma, und erlernte ebenfalls in der Stadt einen Beruf.

Das Hausbild hatte sich geändert. Außer Mutter, Anna und mir, war eine Magd da, ein Geselle und Max, dessen Befehle fast willenlos vollzogen wurden. — Es ging nicht mehr mit dem Trunkenbold von einem Gesellen. Ein anderer wurde eingestellt. Der schlug mich mehr als alle vorhergegangenen. Ich hatte keine Hilfe mehr, keinen Menschen, dem ich meine nächtlichen Qualen klagen konnte. Max durfte überhaupt nichts hören davon, Mutter antwortete auf mein Jammern mit einem Weinen und Anna konnte nicht helfen. Nur ein Mensch war im ganzen Hause, der irgendwie auf mich einging, wenn auch beinahe unvermerkt, so doch fühlbar: Die Magd Leni.

Einmal in der Frühe lehnte ich mit blutigem Kopf an der Anrichte in der Küche und weinte leise in mich hinein. Mutter sagte nur: „Wenn nur ein einziges Mal Ruhe wäre" und ging in den Laden. Dies knickte mich noch mehr. Leni kam zur Türe herein, wollte an den Herd gehen und sah mich.

„Was hast du denn? Du blutest ja", fragte sie näher tretend.

„Geschlagen hat er mich, daß ich ganz dumm bin", sagte ich. Leni ging kopfschüttelnd an den Herd und sagte, mir den Rücken zugewendet: „Der Grobian!" Nur ein Wort

Digitized by Google

war es. Aber es kam etwas bis dahin vollkommen Fremdes aus dem Tonfall, etwas anheimelnd Tröstendes. Als sie aus der Küche treten wollte, blieb sie wieder vor mir stehen und sagte ebenso: „Bei uns war es der Vater" und verschwand. Ich ging an den Brunnen und wusch mich. Dieser letzte, kurze Satz hatte das ganze Leben eines Gleichleidenden und Begreifenden aufgedeckt.

Als träte wer aus dem Dunkel der Verschwiegenheit an mich heran und sagte: „Siehe, ich habe auch so gelitten!" Ein Glück sprang auf, eine unsägliche Tröstung.

Ich mußte täglich, wenn ich vom Brotaustragen heimkam, mit Leni Häcksel schneiden. Wir freuten uns jedesmal, wenn wir allein in der Tenne standen, fanden uns im Gespräch ineinander und erzählten uns gegenseitig mit einem Anflug von Wärme in den Worten Erlebnisse. Wir sahen uns in die Augen und schlugen sie nieder, ohne zu wissen warum. Und einmal wieder — ich weiß nicht wie — fiel ich vollkommen willenlos an Lenis Brust und umschlang sie, stöhnte unablässig: „Leni! Leni!" Und küßte sie heiß. Sie stemmte sich erschrocken und tiefernst, aber gar nicht böse, und sagte: „Oskar! aber Oskar! — Was ist denn?" Ich ließ sie los, riß mich hastig zusammen, stand beschämt und verwirrt da und atmete tief. Sie strich mir leicht über die Stirn und sagte ruhig: „Das geht doch nicht!"

Ich sprang an den Häckselmaschinenhebel und drehte mit größerer Schnelligkeit als je das Schwungrad im Kreise. Als wir fertig waren, lief ich, ohne Leni nochmal anzusehen, eilig in die Backstube hinunter. Mittags, als wir uns am Tische gegenübersaßen, schlugen wir die Augen nieder, und hernach schlich ich schleunigst hinaus.

Genug. Es ereignete sich nichts mehr zwischen uns. Wir blieben gute Freunde bis zuletzt. Leni wußte um alle meine Streiche und half mir oft über die Gefahren, die mich durch Max bedrohten.

Oft, nachdem ich zu Bett gehen durfte, schaute ich noch stundenlang zum Fenster hinunter, weil Leni drunten wusch. Das war meine ganze Liebe.

Digitized by Google

Maurus war fort. Er hatte seine Bücher hinterlassen. Ich las mich tiefer in sie hinein. Er schrieb darum, und nun war mir diese Herrlichkeit auch genommen. Auch Anna las alles, was ich ihr gab. Es wuchs ein Drang nach jenen Welten in uns auf. Was tun?

In der Zeitung lag ein Verlagsprospekt von Bongs Klassiker-Ausgaben. Die Bücher waren darauf abgebildet. Wir überlegten. Etliche Brotgänge reiften den Entschluß. Wir scharrten Geld zusammen, Anna ihre Trinkgelder, ich meine Wochenlöhne, und bestellten wieder an die Adresse des Schusters, Schillers sämtliche Werke, dann Lessing, Petöfi, Mörike, Lenau und Grabbe.

Alle diese Ausgaben waren rot gebunden und hatten goldene Rücken. Das zog uns ungeheuer an. Da wir aber fürchteten, daß Max dieses, unser Geheimnis entdecken könnte, ließen wir die Bücher vorläufig beim Schuhmacher. Dort verschmierten sie die kleinen Kinder. Wir waren todunglücklich darüber und sannen auf einen Ausweg. Das konnte nicht mehr so weitergehen!

Ich dachte an Leni. Aber Anna, die von all dem, was zwischen uns beiden vorgefallen, wie alle Hausangehörigen, nichts wußte, war dagegen.

Meine Erfinderader regte sich. Wie, wenn wir meinen Schrank, der in der Gesellenkammer stand, so konstruierten, daß nur wir hineinkönnten? —

Das war eine Idee. Sie mußte nur so durchgeführt werden, daß niemand etwas davon merkte.

Am Sonntagnachmittag war der Geselle meistens weg. Auch Max mußte die verschiedenen Gastwirtskundschaften aufsuchen und dort Zechen machen. Mutter saß im Gartenhaus und strickte, nickte aber bald ein, und Leni ging in die Andacht.

Wir machten uns ans Konstruieren. Die Schranktüre wurde genau abgezeichnet, das Fachbrett zugeschnitten und in der Mitte auseinandergespalten, so daß zwischen Tür und Brett ein ziemlich breiter hohler Raum frei wurde, fast die Hälfte

Digitized by Google

also. Nun zimmerten wir mit aller Kunstfertigkeit eine neue Tür für das Innere des Kastens, versahen sie mit einem Schloß und brachten sie an, fertigten ein Scheinfachbrett, genau nach dem Muster des eigentlichen, und nagelten es an die Scheintüre, so daß also beim Öffnen der ursprünglichen Schranktüre das Innere des Schrankes scheinbar unverändert war, obwohl dahinter noch ein geheimer Raum lag, den niemand wußte und öffnen konnte als wir, die Besitzer des Schlüssels. In den vorderen Scheinraum wurde nun wieder alles so eingerichtet, wie es vordem gewesen war, und im hinteren brachten wir, schön nebeneinandergestellt, unsere Bücher unter. Unverändert stand der geheimnisvolle Schrank da. Der Schlüssel steckte wie immer, man konnte ihn öffnen und sah wie immer die uninteressanten Kleider hängen, die Kragen auf dem Fachbrett liegen, etliche Krawatten, den Hut usw.

Das war eine Arbeit von drei Sonntagnachmittagen, gefährlich und erregend. Wir hüpften vor Triumphgefühl und Übermut, als wir endlich fertig waren und alles aufs beste funktionierte, schlichen zum Schuhmacher und holten einen Teil Bücher nach dem anderen, richteten dieselben schön nebeneinander in unser Geheimfach, die goldenen Rücken strahlend nach vorne. —

Während wir bis dahin meistens brummige Gesichter schnitten, wenn wir Brot forttragen mußten, waren wir jetzt auf einmal so zugänglich, ja sogar erfreut. Schnell schlich einer von uns hinauf, holte heimlich ein Buch heraus, versteckte es unter den Kleidern, und rasch entfernten wir uns. Am Dorfausgang dann, wenn kein Mensch mehr zu sehen war, ging das Lesen an. Meistens lasen wir uns laut vor, wenn es Verse waren. Bei Prosa trennten wir uns und verabredeten einen Platz, wo wir uns wieder trafen. Ob das, was wir lasen, verstanden wurde, war gleichgültig. Maßgebend allein war, daß wir es gelesen hatten und alles kannten.

Wir begeisterten uns. Der Klang der Worte berauschte uns. Unerhört viel Verse konnte ich zuletzt auswendig, und eines Tages las ich Anna mein erstes Gedicht vor. Sie lobte

Digitized by Google

es sehr. Ich verglich es mit Uhland, mit Schiller und fand es mindestens ebenso schön. Der Herbst kam. Wir mußten die Kühe auf den Wiesen hüten. Ich dichtete Balladen. Anna war hingerissen davon. Ich verfolgte eifrig die verschiedenen Werdegänge und Lebensgeschichten der Dichter und malte mir meine Zukunft demgemäß aus. Einmal, so dachte ich, werde ich aufsteigen und die ganze Welt wird mich bestaunen. Allmählich wurde mein Dichten im Hause ruchbar. Emma war wieder daheim und bekam was zu hören, lachte, aber fand Gefallen daran, und Leni sagte eines Sonntagnachmittags, als ich mich nicht mehr halten konnte und einen Vers mit ungeheurem Pathos vortrug: „Goethe wirst du doch noch." Nur Max durfte nichts wissen. Mutter interessierte sich nicht. Die Bibliothek wuchs und mit ihr die Gefahr des Entdecktwerdens. Aber uns hatte eine fanatische Kaufwut erfaßt. Wir vergaßen sogar manchmal die Vorsicht. Aber dann kamen wieder qualvolle Stunden der Angst vor Max.

„Wenn ich diesmal aufkomme, muß ich fort, sonst erschlägt mich der Max", sagte ich oft zu Anna. Die nickte nur oder sagte mechanisch und ratlos: „Ja, das schon." Über das Weitere dachten wir nicht nach. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kamen wir von einer ewigen Angst nicht los. Jedes kleinste Zeichen der Entdeckung brachte mir Schlaflosigkeit. Immer dachte ich an die Gefahr und an die Folgen. Ebenso Anna.

Mutter hatte einmal erzählt, daß sie als junges Mädchen zur Mutter Gottes betete um Erfüllung eines Wunsches innerhalb einer bestimmten Zeit. Sie dachte aber immer an den Wunsch, und deshalb ging derselbe auch nicht in Erfüllung. Maria, ihre Schwester aber, erzählte sie, hätte bloß einmal eine Einbildung gehabt und nie mehr darangedacht, und siehe da, ihr ging die Sache gut hinaus.

Das war ein Wink für uns. Wir dachten also immer an die Gefahr und hofften, sie so am besten zu bannen.

„Du," berichtete mir Anna eines Tages sehr aufgeregt in der Holzhütte, „der Briefbote hat den Schuster gefragt,

Digitized by Google

warum er sich denn immer so viele Nachnahmen schicken lasse und was die Pakete eigentlich enthielten?"

Der Briefbote! Unser ärgster Feind! Den wir nie grüßten, weil uns sein Gesicht so an Max erinnerte.

Der Briefbote! Den wir schon hundertmal in unseren früheren, selbsterfundenen Geschichten gefangen genommen, gehängt, erschossen, gerädert oder gevierteilt hatten? Der hatte das gesagt? Der lebt immer noch? — —

Ich rannte zum Schuster.

„Was hat der Briefbote gefragt?"

Der alte Mann wollte ausweichen. Ich drang in ihn.

Endlich gab er zu: „Gefragt hat er, was ich mir da immer schicken lasse, und ich habe gesagt, ich weiß nicht, was da drinnen ist."

Jetzt spukte es! Ich rannte wieder nach Hause. Erzählte dies Anna. Kalkulierte: So oder so! Aufkommen tut es doch einmal. Ich muß fort. Fort!

Also Flucht! Aber wie?

Ich überlegte.

Wir hatten nebenher auch einen ausgedehnten Spezereiladen, verkauften Spiritus, Hosenträger, Hülsenfrüchte, Bänder, Schokolade, Zigarren, Zigaretten usw. Da gab es also allerhand, was man brauchen konnte, wenn man flieht.

Ich suchte in der Rumpelkammer den Reservistenkoffer Eugens, versteckte ihn auf dem Heuboden und füllte ihn langsam. Ich stahl etliche Seifen aus dem Laden, zwei Flaschen Spiritus, Kerzen, eine Unmasse Maggiwürfel, Tee, ein Pfund Salz, ein Paket Zucker, Kragenknöpfe, Briefpapier, Federn und Tinte. Die erste Hälfte des Koffers war voll. Sodann suchte ich mir meine Hemden, holte einen alten Spirituskocher aus der Anrichte in der Küche, Zündhölzer, ein paar Handtücher, ließ zwei Büchsen Kakao verschwinden und packte das Ganze mit meinen Schuhen und etlichen Kleidungsstücken in die andere Hälfte, sperrte ab und verdeckte den Koffer mit Heu.

Jetzt war mir leichter. Immerhin war ich fluchtbereit.

Digitized by Google

Ja, aber du dummer Teufel, dachte ich plötzlich im Hinunterschleichen, zu einer Flucht braucht man doch vor allem Geld! Geld! Und eine furchtbare Angst erfaßte mich.

Wo Geld herbekommen?

Im fliehenden Gedankenhimundher erinnerte ich mich plötzlich an das Sparkassenbuch, das mir Mutter an meinem Geburtstag zum letztenmal gezeigt hatte. Dreihundert Mark hatte ich schon.

Mit einer solchen Summe ist man der Herr der ganzen Welt, dachte ich. Sofort schlich ich mich in die Kammer der Mutter, schnüffelte alles aus. Nichts war zu finden. Weder im Schrank, in der Kommode noch im Nachtkasten lag das ersehnte Kleinod.

Aber das Mauerkästchen mit der Madonna darüber war abgeschlossen. Das war soviel wie eine stumme Gewißheit. Hier mußten unsere Sparkassenbücher verborgen sein.

Wo aber war der Schlüssel? Ich suchte und suchte. Nichts war zu finden. Wie verloren schlich ich mich an mein Bett zurück und wartete bis ich Mutter die Stiege heraufkommen hörte. Der Geselle war ins Wirtshaus gegangen. Kaum hatte Mutter die Tür ihrer Schlafkammer zugemacht, war ich am Schlüsselloch. Und richtig. Sie betete ihr Abendgebet, ging an die Wand, hob die Madonna etwas an die Seite und holte einen kleinen Schlüssel heraus, schloß das Wandschränkchen auf. Ich wußte alles. Befreit schlich ich an mein Bett zurück. Höchste Zeit. Der Geselle hüstelte schon die Stiege herauf. Ich hatte längst mein Sparkassenbuch. Nichts ereignete sich. Tag um Tag verging. Meine Nerven waren überreizt. Kaum schlafen konnte ich.

Ich stürzte mich wieder in die Bücher, aber alle Sammlung war fort. Jeden Tag konnte die Katastrophe kommen.

Nichts geschah.

Es mochte wohl drei Uhr nachmittags sein. Fertig mit dem Backstubenaufräumen, setzte ich mich auf die Bank und nickte langsam ein. Plötzlich ging die Türe auf und Max stand drohend vor mir, packte mich.

Digitized by Google

Nur „Du" hörte ich und etwas von Briefboten, Nachnahme und Schuster. Schon sausten eiserne Fäuste auf mich nieder. Max schleppte mich an den Schrank, griff meine Taschen aus, sperrte den Kasten auf, dann die Geheimtüre und riß die Bücher heraus. Ohne Unterlaß schlug er auf mich ein. Das Blut floß mir schon vom Schädel. Ich biß die Zähne zusammen und schloß die Augen. Immerzu hämmerten die Hiebe. Plötzlich fiel ich lang hin.

Als ich aufwachte und mich umsah, war es still. Die Uhr zeigte Viertel nach vier. Ich stand auf, putzte mich sorgsam ab, schlich in den Stall hinunter, ließ kaltes Wasser über meinen brummenden Kopf rinnen und wusch mich frisch. Dann schlich ich mich ebenso schüchtern wieder in die Gesellenkammer, zog meine Sonntagskleider an, holte mein Sparkassenbuch aus der Matratze des Gesellenbettes und machte mich auf den Weg nach Aufkirchen, denn dort war die Sparkasse.

Mein Entschluß war gefaßt: Ich gehe!

Aber erst das Geld.

Ich überlegte genau, wie ich dasselbe von der Buchhalterin am besten und harmlosesten herausbringen könnte.

Es schlug fünf Uhr. Ich beeilte mich. Um sechs Uhr konnte das Fräulein schon nicht mehr da sein. Am Ende hat es jetzt schon zugemacht und ist spazierengegangen.

Eine furchtbare Angst erfaßte mich. Ich schleuderte meine Füße. Keuchend lief ich die Anhöhe hinauf. Von da aus konnte man weit über die Felder sehen. Ein klarer Spätherbsttag. Düngergespanne hockten mitten in den abgemähten Wiesen. Über braune Acker krümmten sich Pflüge, mit langsamdahintrottenden Ochsen bespannt.

Stille ringsum.

Wenn sie mir das Geld nicht gibt? schoß es mir plötzlich durchs Gehirn. Ich überlegte bereits, ob ich nicht im Wald schlafen und am andern Tag einfach so losgehen sollte. Aber trotzdem schritt ich jetzt straffer voran.

Auf der Sparkasse spielte ich den Schüchternen, sagte: „Grüß' Gott, einen schönen Gruß von meiner Mutter, ich soll das Geld abholen, weil ich einen Anzug kriege."

Digitized by Google

Die Buchhalterin des Sparkassenbureaus sah mich mißtrauisch an. Ich sah ganz unschuldig drein.

„So, ja, aber da mußt du dann da unterschreiben", sagte das Fräulein Buchhalter. „Jaja," sagte ich scheinheilig, „das weiß ich schon, das hat mir die Mutter schon gesagt."

Und ich unterschrieb.

Sie zählte mir das Geld hin. Dreihundert Mark. Zehn Zwanzigmarkscheine und eine Hundertmarkbanknote. Ich steckte es ein, sagte „Dankschön" und ging. Auf der Straße erfaßte mich ein ungeheures Triumphgefühl. Ich fing an laut zu lachen, freute mich schon auf die Bahnfahrt, denn jetzt war alles in mir fest und abgemacht.

Zu Hause schlich ich durch die Scheune in mein Zimmer, horchte.

Niemand ließ sich hören. Ich hatte meinen Koffer vom Heuboden heruntergetragen und ging nun ganz laut — ich wußte, daß Max Mist aufs Feld fuhr — die Stiege hinunter. Die Mutter kam heraus, sah mich hilflos an: „Was tust du denn?"

„Ich geh'!" schrie ich sie an und war schon wieder dem Weinen nahe.

Schnell schlüpfte ich die Hintertür hinaus.

Leni lud Dünger auf. Als ich vorbeikam, sah sie mich an. Ich wollte etwas sagen, aber das Weinen lag mir in der Kehle. Ich wandte den Kopf weg und lief auf einmal schnell weiter.

Ich ging das Etztal hinunter zum Dampfschiffsteg. Auf dem Wege traf ich Anna. Sie sagte: „Gehst jetzt?"

Ich nickte. Sie winkte mir lange nach. Ich hatte ihr noch gesagt, sie sollte mir heimlich die Bücher nachschicken und manchmal was zu essen. Schreiben würde ich ihr zum Schuhmacher hin.

Erst als ich keinen Menschen mehr sah, wurde mir leichter. Ich ging entschlossener.

Digitized by Google

Im Zug, unter den vielen fremden Leuten, versuchte ich ein möglichst bedeutsames Gesicht zu machen. Es war mir sehr unbehaglich. Dreimal in meinem ganzen bisherigen Leben war ich in die Stadt gekommen. Einmal mit meinem Vater als siebenjähriger Junge, einmal mit meinem Firmpaten und einmal mit meinem Bruder Lorenz.

Was mich momentan beunruhigte, war eine Unterkunft. Ich hatte in den letzten Tagen meines Daheimseins fortwährend die Zeitungen nach möblierten Zimmern durchgesehen. Auch in der Bahn saß ich nun, in die Zeitung vertieft und verfolgte aufmerksam die Rubrik: „Zimmer zu vermieten." Immer fing ich wieder von vorne an, teils aus Nervosität, teils aus Angst. Aber wenn ich an mein Geld und an meine mitgenommenen Habseligkeiten dachte, wurde mir wohler zumute. Ich malte mir ein gemütliches Dichterdasein aus. So ungefähr: Ein Zimmer mit Divan. Schön warm. Ich koche mir selbst und dichte. In kurzer Zeit erscheinen meine Werke. Die daheim hören von mir, staunen und kommen zum großen Sohn.

Dreihundert Mark! Das war für mich ein unerschöpfliches Quantum Geld. Damit konnte man Jahre hindurch leben.

Die Bäume peitschten vorbei. Die Felder kreisten. Abendnebel stieg aus den Tälern. Der Zug brauste. —

Am Bahnhof stieg ich aus, ging an einen Mann, der eine rote Mütze aufhatte, heran und fragte, wo man sein Gepäck transportieren lassen könnte.

„Ich kann es Ihnen schon machen", sagte der und musterte meine Last.

Ich sagte, in die Zeitung blickend: „Führen Sie mich Augustenstraße 59/2."

„Haben Sie das Zimmer schon gemietet?" fragte mich der Mann.

„Nein, das nicht," sagte ich unsicher und sah den Mann, der mir jetzt meine Koffer abnahm, an, „aber da steht es doch, daß man das Zimmer jederzeit haben kann, sehen Sie?"

Digitized by Google

Der Mann lächelte. Offenbar merkte er, daß ich vom Lande kam. Das entwaffnete mich vollständig.

Ganz hilflos sagte ich: „Ja, aber was soll ich denn jetzt tun?“ Der Mann faßte mich gutmütig am Arm, nahm meinen Koffer und sagte gemütlich: „Kommen Sie ..., seh'n Sie, da stellen Sie jetzt die Koffer auf der Gepäckaufbewahrung ein, dann gehen Sie in die Stadt und schauen die Häuser an. Wo eine Tafel hängt: ‚Möblierte Zimmer zu vermieten‘, da gehen Sie hinein und fragen dort, ob Sie mieten können. Haben Sie dann ein Zimmer, dann kommen Sie wieder daher und sagen es mir. Dann bringe ich ihnen die Sachen hin ... So, jetzt. Hier sind die Zettel, verlieren Sie sie nicht. Adieu!“

Ich sah in stummer Ehrfurcht auf zu diesem Menschen, gab ihm fünf Mark Trinkgeld und ging in die Stadt.

Es war mir furchtbar unheimlich zumute. Zum ersten Male im Leben empfand ich so etwas wie Obdachlosigkeit. Eine peinigende Unruhe trieb mich eiligen Schrittes durch die Straßen und Gassen. Mit wahrer Gier suchte ich nach einer Vermietungstafel. In einer Zweiggasse fand ich eine. Hastig las ich, rannte die Treppen hinauf zum ersten Stock, klingelte. Auf einer Emailtafel stand: Hotelpension Kronprinz. Ein kleiner, befrackter Kellner öffnete, maß mich musternd und fragte nach meinem Begehren.

„Bitt schön, sind hier Zimmer zu vermieten? Ich möchte eines“, sagte ich befangen.

„Ja, bitte“, sagte der Kellner und bat mich mit einer Geste, ihm zu folgen. Wir gingen einen langen Gang hinter, dann etliche Treppen höher, schritten wieder einen Korridor entlang und endlich öffnete der Mann eine Tür, trat in die Mitte eines ziemlich kahlen, kalten Zimmers.

„Hier wäre eins für Sie ..., 's ist einfach und nicht zu teuer“, sagte er.

„Was kostet das?“ fragte ich und griff schon nach meiner Geldtasche.

„Dreißig Mark im Monat“, war die Antwort.

Digitized by Google

„So, ja das nehme ich dann", sagte ich ohne alles Bedenken und gab ihm eine Hundertmark-Banknote.

„Wie lange will der Herr das Zimmer", fragte der Kellner, den Schein nehmend, offiziell, nahm einen Block aus der Brusttasche und schrieb etwas darauf.

„Ja . . . drei Monate ungefähr. Ich weiß aber nicht . . .", stotterte ich.

„So ... gut. Also für längere Zeit, nicht wahr?"

„Ja, zieh'n Sie gleich die drei Monate ab", sagte ich und atmete auf.

„Wie Sie meinen", meinte der Kellner wieder und sah mich merkwürdig glotzend an, daß ich unsicher wurde.

„Da wird aber doch geheizt? . . . Und mein Koffer ist noch am Bahnhof", sagte ich ganz verwirrt.

„Ja, ja, der wird schon geholt. Das macht unser Hausbursche schon", sagte der Kellner beschwichtigend und fuhr etwas anheimelnder fort: „Geheizt wird auch, wenn Sie es wünschen. Das kostet halt immer eine Mark und dann — was ich sagen wollte — man gibt natürlich dem Zimmermädchen alle Monat ein kleines Trinkgeld für die Bedienung und mir fürs Servieren, je nachdem eben und wie es dem Herrn paßt."

„Was kostet das?" fragte ich und zog wieder mein Geld heraus, „ich kann es Ihnen ja auch gleich geben, und Sie machen dann alles mit den andern ab."

„Ja, mein Gott, man gibt halt immer so drei bis vier Mark jeder Person", redete der Kellner unentwegt weiter und lächelte zuvorkommend, wollte mir ein Zehnmarkstück als Rest von den hundert Mark zurückgeben.

„Hier, da sind also nochmal zwanzig Mark, dann habe ich für die drei Monate alles bezahlt", sagte ich und gab ihm abermals einen Zwanzigerschein mit dem Zehnmarkstück zurück.

Der Mann verbeugte sich elegant und dankte gelassen, sagte sofort wieder sachlich: „Ich sage es dann gleich dem Hausburschen, daß er Ihren Koffer holt. Die Zettel, bitte

Digitized by Google

... und dann ... dem gibt man halt dann auch noch manchmal für dies und das ein kleines Trinkgeld."

„So, dank' schön," sagte ich und setzte hinzu: „ja, wenn er mir den Koffer bringt, gebe ich ihm schon was."

Der Kellner sagte: „'s ist recht, Herr!" verbeugte sich und ließ mich allein. Ich setzte mich, ohne meinen Mantel abzulegen, auf einen Stuhl und ließ mich gehen. —

Nach einer Weile klopfte es. Der Hausknecht brachte mir den Koffer, nahm die Mütze ab und blieb stehen, als ob er auf etwas warte. Ich gab ihm fünf Mark. Er dankte sehr aufmerksam und verließ mich. Als ich mitten im Auspacken war, klopfte es abermals. Das Zimmermädchen kam lächelnd herein, gab mir bedruckte Anmeldezettel, stellte Tinte hin und sagte: „Der Herr möchte das ausfüllen", und ging auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Ich hängte meine Kleidungsstücke in den Schrank, legte die Maggiwürfel in die Tischschublade, stellte den Spirituskocher in die Ofendurchsicht, die Flaschen an die Wand, legte die paar Hemden in die Kommodenschublade und richtete mich ein wenig häuslich ein.

Wieder klopfte es. Nach meinem Hereinruf kam der Kellner zum Vorschein und fragte lächelnd: „Will der Herr bei uns Abendessen oder geht er auswärts?" Und er wollte mir die Speisekarte reichen.

Ich sagte: „Nein." Er sagte: „So", und schloß die Tür wieder.

Ich ging unbehaglich auf und ab. Es wurde dunkel. Ich drehte das elektrische Licht auf, entkleidete mich und legte mich zu Bett. Lange lag ich vollkommen gedankenlos da und schlief endlich ein. —

Am anderen Morgen klopfte es sehr früh — glaube ich — und als ich aufschreckte und fragte, sagte das Zimmermädchen: „Wollen der Herr das Frühstück auf das Zimmer?"

„Ja," sagte ich schlaftrunken, „aber ich bin noch im Bett ... gleich nachher."

„Bitte, läuten Sie dann", sagte das Mädchen, und ich hörte ihre Schritte im Korridor verhallen. Ich schlief wieder ein und erwachte, als die Sonne schon sehr hoch stand. Das

Digitized by Google

Geräusch der Stadt trug eine merkwürdige Stimmung in den Raum. Ich sprang eilig aus dem Bett, wusch mich und kleidete mich an. Ich wollte so schnell wie möglich hinaus auf die Straßen. Es war mir höchst unbehaglich hier. Ich wußte nicht recht, was ich anfangen sollte da. Ich klingelte.

Das Frühstück wurde gebracht. Ich schlang alles mit aufgeregter Hast hinunter und ging weg.

Die Straßen waren menschenübersät. Mein erster Gang war ins Warenhaus. Ich schnüffelte bei den Büchern; als die Ladnerin kam, bestellte ich eine Unmasse davon, sagte, sie sollten ins „Hotel Kronprinz" geschickt werden und ging weiter.

An der Ecke Augustenstraße trat ich in ein Café, setzte mich unbeholfen hin. Die Kellnerin kam, stellte die Tasse hin, fragte: „Einen Kaffee, bitte?" Ich nickte. Sie goß ein, sagte: „Kuchen?"

Ich sagte: „Ja," rührte den Kaffee um, trank ihn aus und aß den Kuchen dazu. Ich überlegte. Was sollte ich nun tun? So schnell geht man doch nicht. Der Wirt auf dem Lande macht da gewöhnlich ein schiefes Gesicht, wenn ein Gast wegen eines Glases den Platz versitzt.

Ich bestellte also abermals Kaffee. Mit Kuchen. Selbstverständlich. Immer sah ich dabei auf die umhersitzenden Gäste, um zu sehen, wie man sich verhält. Die saßen lesend oder Karten spielend um die Tische. Komisch, dachte ich, komisch, wieviel Kaffee die Leute trinken. Den ganzen Nachmittag sitzen sie da und verschlingen eine Tasse um die andere. Und ich trank aus, bestellte abermals. Schon begann die Kellnerin leise zu lächeln. Aber was soll ich denn tun? Man kann doch wegen einer Tasse Kaffee nicht stundenlang dasitzen. Und nochmal und nochmal, nochmal bestellte ich Kaffee und Kuchen, verzehrte das Vorgesetzte mit eisigem Ernst. Die Kellnerin lachte schon. Mir wurde es peinlich. Ich sagte laut: „Zahlen!"

„Fünf Tassen Kaffee und fünf Kuchen macht eine Mark fünfzig und eine Mark fünfundsiebzig, sind drei Mark fünfundzwanzig", rechnete die Kellnerin mit unterdrücktem Lächeln.

Digitized by Google

Ich machte mich schleunigst aus dem Staube. Draußen auf der Straße kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich ging auf und ab vor dem Café und schielte unausgesetzt durch die Fenster. Da auf einmal bemerkte ich, daß das Wassermädchen auf einen Tisch Gläser Wassers stellte. Beruhigt ging ich ins Hotel zurück. Aha, dachte ich, man kann also auch Wasser trinken. —

Andern Tages kam ich wieder, bestellte Wasser.

„Wasser gibt's nur zum Kaffee", war die Antwort. Über und über rot, bestellte ich Kaffee und ging, sobald ich ausgetrunken hatte, weg. Ich habe aus diesem Grunde lange kein Kaffeehaus mehr besucht, und erst viel später lernte ich, wie man das alles macht. —

Eines aber war zu damaliger Zeit für mich eine der größten Errungenschaften. Kaum war ich richtig warm in der Stadt, ließ ich mir Visitenkarten drucken mit der Aufschrift: Oskar Graf, Schriftsteller, München. Das war mir soviel wie ein Ausweis und ein Schritt in ein neues Leben. Ich war, was ich sein wollte. Hier stand es schwarz auf weiß in unverwischbaren, ewig gleichen Buchstaben.

Ich ging ins Hotel und brachte meine Karte an der Türe sehr sichtbar an. Sofort schenkte ich dem Kellner eine und sagte jovial und biedermännisch zutraulich: „Das wäre gemacht."

Arbeiten ...!

Entsetzlich schnell vertat sich das Geld. Immer weniger wurde es. Obwohl ich fast nie — und das nicht etwa aus Sparsamkeit, sondern eben wegen dieser peinlichen Kaffeegeschichte — ins Wirtshaus ging zum Mittagessen. Obwohl ich fast dauernd Maggiwürfelsuppe kochte auf meinem Spiritusapparat und Kakao oder Tee mit Brot verzehrte. Es war unheimlich. Nach zwei Wochen waren es nur mehr zirka achtzig Mark. Aber immer, wenn ich sehr Angst hatte ums weitere Leben, kam mir, daß ich ja drei Monate untergebracht war. Drei Monate also keinen Pfennig brauchte, nur Maggiwürfel, Brot und Spiritus.

Digitized by Google

Nach Hause schrieb ich nicht. Nur Anna bekam schon den zweiten Brief durch den Schuhmacher. Dem zweiten hatte ich eine Visitenkarte beigelegt. Sie mußte als erstes gedrucktes Wort von mir imponieren. Der erste Brief von Anna war auch demgemäß. Sie versprach außerdem, heimlich Eßwaren und Geld zu schicken. Also schon eine Aussicht. Ich kaufte mir Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit, setzte mich alle Nächte an den Tisch und las sie mir laut vor. Mit einer Glut und einer verbissenen Überzeugung, daß ich sie bald auswendig konnte. Nebenher schrieb ich zwei Dramen. Das erste hieß: „Die Furcht vor dem andern" und das zweite: „Die Ruinen der Gesellschaft". „Die Furcht vor dem andern" war der Ehrbegriff im jetzigen Gesellschaftsleben, und „Der Ruin der Gesellschaft" war das Mißtrauen. Mittlerweile hatte ich mich auch etwas ans Stadtleben gewöhnt.

„Schreiben Sie ein Schauspiel ab, wenn ich es Ihnen vorlese", sagte ich eines Tages, in ein Schreibbureau am Sendlingertorplatz eintretend.

„Ja, Diktat, die Stunde 2,50 Mark", sagte die Dame und geleitete mich in ein Kabinett. Und in zwei Wochen — jeden Tag ein bis eineinhalb Stunden — hatte ich glücklich meine zwei ersten Dramenmanuskripte fertig daliegen. Jetzt ging es an. Täglich schrieb ich zwanzig Briefe. Ich kaufte alle Zeitungen, Zeitschriften und suchte Verlegeradressen aus Büchern usw.

Ich schrieb: „P. P. Ich habe ein Drama fertig und bin bereit, es Ihnen zum Verlag zu geben. Es ist eine Tragödie. Ich bin zufrieden mit tausend Mark. Wenn Sie weniger bezahlen, können wir noch reden. Es müßte schnell herauskommen und wird sicher sofort aufgeführt, denn es ist sehr dramatisch. Hochachtungsvoll Oskar Graf, Schriftsteller, Hotel Kronprinz, München, Zweigstraße."

An große Verleger, wie Bong, Cotta, Fischer, schrieb ich vertraulicher: „Werter und hochwohlgeborener Herr Verleger! In tiefster Not wendet sich ein junges Talent an Sie. Ich, Unterzeichneter, habe ein Drama geschrieben, das

Digitized by Google

vielleicht sofort nach Erscheinen einen Riesenerfolg hat und viel gekauft wird. Helfen Sie mir. Ich lebe in großer Armut und gebe Ihnen mein Werk zu jedem Preis. Ich hoffe, daß ich bald Antwort und Geld von Ihnen bekomme. Ich schicke dann sofort das Werk an Sie ab. Es grüßt Sie dankend im voraus, Oskar Graf, Schriftsteller, München, Hotel Kronprinz."

An andere wieder schrieb ich fragend: „Werter Herr oder Beste Firma! Haben Sie Raum in Ihrem Verlag für ein zugkräftiges Drama aus der Jetztzeit? Ich kann Ihnen sofort nach Antwort zwei Stück Dramen in vier Akten schicken. Was Sie mir vorschlagen, auf das gehe ich ein, aber es muß schnell gedruckt werden. Rückporto liegt bei. Gruß und Dank im voraus Oskar Graf, usw."

Gedruckte, schreibmaschinengeschriebene und handschriftliche Absagen regnete es. Es war unerhört. Ich schickte einfach die Dramen selber ein. Bekam sie sehr schnell oder gar nicht mehr zurück, bis ich schrieb, was es denn eigentlich sei. Diese Anfragebriefe waren meistens grob: „P. P. Ich habe geglaubt, Sie müßten der einzige Verlag sein, der alles liest und einem jungen Talent aus der Not hilft. Ich hoffe, daß ich morgen Antwort habe. Andere Verleger warten schon. Ich muß Sie sonst bitten, daß Sie das Werk schicken. Es ist schade, aber ich muß Ihnen so schreiben. Gruß Oskar usw."

Dann kam meistens das Manuskript ohne Brief zurück. Ich schüttelte den Kopf. Es half nichts. Ja, dachte ich, sie haben eben das Stück nicht gelesen. Sonst stünde ich heute vielleicht schon auf dem Theaterzettel. —

Trostlos. —

Ich sah mich in den Auslagefenstern der Bücherläden um. Was war jetzt gerade neu und wurde angepriesen? Schnurren von Georg Queri. Ich schrieb sofort einen Band oberbayerischer Schnurren und bot sie allen möglichen Verlegern an. Nichts von Annahme, nicht einmal das Manuskript erbat man sich. Einer schrieb, nachdem ich einfach das Manuskript geschickt hatte: „Wer wird denn so etwas drucken und verlegen?" Ich pries wieder meine Dramen. —

Digitized by Google

Das Geld ging zu Ende. Verflucht!

Ich schrieb an Anna. Zwanzig Mark kamen. Sie versprach weiter. Gott sei Dank! Ich stürzte mich in die Arbeit. Immer Briefe. Und in der Nacht — Artur Schopenhauer: „Aphorismen zur Lebensweisheit".

Kein Geld mehr. Anna sandte fünf Mark und schrieb: „Ich kann Dir nichts mehr schicken. Es geht nicht mehr. Sende auch keine Briefe mehr an den Schuster. Der mag nicht mehr."

Was tun? —

Meine Ruhe war weg.

Nächte hindurch las ich Schopenhauer. Meine Zimmernachbarin, eine Frau Baronin, legte mir einen Brief herein: „Sehr geehrter Herr Graf! Als Ihre Zimmernachbarin möchte ich Ihnen mit einer Bitte nähertreten, die Sie mir sicher nicht übel nehmen werden. Soviel ich fleißiges Studieren schätze, so bäte ich Sie doch ebenso dringend wie höflich, etwas leiser zu lesen. Zu Ihrer Arbeit besten Erfolg wünschend, zeichnet in vorzüglicher Hochachtung Frau Baronin soundso."

Was tun! Verflucht! Verflucht! Verfluchter Hosenknopf!

Ich schickte mein Drama: „Die Furcht vor dem andern" wieder ein. Einen langen flehenden Brief hatte ich beigefügt. Sogar „Eingeschrieben" schicken hatte ich mittlerweile schon gelernt. Das mußte ziehen. Ich wartete.

Plötzlich kam ein Brief von diesem Verleger. Er antwortete, daß er das Drama mit großem Interesse gelesen habe und daß ein sehr großes Talent daraus spräche.

Er wolle das Stück verlegen. Die Kosten betrügen 450 Mark. Dafür käme das Buch schnellstens heraus und sehr gut aufgemacht in einer Auflage von 1000 oder 2000 Stück. Ich bekäme vom Stück ausnahmsweise 25 Prozent vom Verkaufspreis. Ich rechnete schon. Der Sieg war da. Ganz selbstbewußt sagte ich zum Kellner, als er mir am anderen Tag einen Brief von einem anderen Verleger gab: „Jetzt kommen sie, weil ich das Werk losgebracht habe! Zuerst besinnen sie sich immer." Der sah mich nur malitiös lächelnd an. Mit bedeutender Geste ging ich weg.

Ja, aber wo bringe ich die vierhundertundfünfzig Mark her?

Digitized by Google

Sofort schrieb ich an Anna einen ungeheuer langen Brief und sandte zugleich an den Schuster einen Brief, daß er mir diesen letzten Gefallen noch tun solle. Ich würde ihm, sobald mein Werk heraus wäre, Freibillette schicken und Geld, daß er sich die Aufführung ansehen könne.

Und wieder schrieb Anna: Ich habe kein Geld. Ich kann nicht.

Was tun?

Vier Mark hatte ich noch. Kaum sechs Wochen war ich von zu Hause weg. Was tun? Ich war am Rande der Verzweiflung und auf der Höhe des Beglücktseins. Immer wieder las ich des Verlegers Brief. Dann kam ein Vertrag und ein drängender Brief, ich sollte entscheidende Antwort geben. Ich schrieb vertraulich: „Hochwohlgeborener Herr Verleger! Ich freute mich über alle Maßen, daß Sie mich entdeckten. Das Geld schicke ich sobald ich kann. Ich bekomme es nämlich von meinen Schwestern, und die müssen es erst bei der Sparkasse kündigen. Ich bitte Sie herzlich, mir noch ein wenig Zeit zu lassen. Ich verspreche sicher, das Geld bald zu schicken. Recht herzlichen Gruß Ihr dankbarer Oskar Graf, Schriftsteller."

Und nun mußte der entscheidende Schritt getan werden. Damals war zugleich Theres, meine älteste Schwester, in der Stadt und lernte das Hütemachen. Ich wußte durch Anna ihre Adresse. Da ich mich aber schämte, zu ihr zu kommen, mußte ich es so einrichten, als ob wir uns ganz zufällig und ohne meinen Willen träfen. Ich schlich also um die Abendstunden an den Ausgang des Geschäftes, wo Theres lernte. Um sieben Uhr mußte sie kommen. Ich ging eine ziemliche Strecke weg vom Ausgang und beobachtete jeden Menschen, der aus dem Tor kam. Eine quälende Spannung trieb mich hin und her.

Punkt sieben Uhr kam Theres mit mehreren Kolleginnen zum Tor heraus. Nach einer kurzen Verabschiedung kam sie das Trottoir entlang auf mich zu, ohne mich zu sehen. Ich ging ihr entgegen, als ob ich es sehr eilig hätte. Plötzlich fünf Schritte weit entfernt von ihr, erkannte sie mich.

Digitized by Google

Sie blieb einen Moment stehen und sagte erschrocken: „Ja, Oskar!“ Ich reichte ihr trotzig die Hand und versuchte mit Gewalt, Gleichgültigkeit zu spielen. Und nun ging das Fragen los: „Was machst du denn? Hast du eine Stelle? Wo wohnst du denn? Wie geht's dir denn?“

Ich wich überall aus und tat sehr geheimnisvoll, sagte nur immer: „Schreiben tu' ich.“

„Was schreibst du denn?“

„Zwei Dramen habe ich geschrieben.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ja, verdienst du denn was?“

Ich sagte geheuchelt überlegen: „Das werdet ihr ja sehen in einem Monat.“

Sie wurde neugierig: „Was ist denn das?“

„Na ja, in einem Monat kommt ein Buch von mir heraus.“

„Kriegst du denn da soviel Geld, daß du leben kannst?“ fragte Theres eindringlich, fuhr, mich messend, fragend fort: „Und wo wohnst du denn?“

„In der Zweigstraße, im zweiten Stock“, sagte ich knapp.

„Was zahlst du denn Miete?“ drang sie weiter in mich. Und ihr Blick ward immer unruhiger.

„Dreißig Mark im Monat“, antwortete ich trocken.

„Wo hast du denn das Geld her? Und wie lebst du denn? Wo ißt du?“

„Ich . . ., ich koch' mir meistens selber“, sagte ich etwas stotternd.

Sie wurde immer unruhiger. Von einem Erstaunen in das andere fiel ihr Gesicht.

„Kann man jetzt noch zu dir gehen, ich möchte es gern heut noch tun“, bat sie mich.

Wir gingen zu ins Hotel. Allmählich wurde ich immer trauriger und kam mit der Wahrheit heraus, erzählte ihr das mit dem Verleger und daß ich kein Geld mehr hätte, klagte über Max und über alles und sagte pathetisch: „Mein Talent darf doch nicht untergehen! Ihr wißt ja gar nicht, was ihr für einen Bruder habt.“

Als wir am Haustor standen, erschrak Theres und sagte: „Was, in einem Hotel wohnst du? Ja, das geht doch nicht.

Digitized by Google

Du kannst das doch gar nicht bezahlen. Das muß ja riesig teuer sein."

„Ist schon alles bezahlt", sagte ich wieder trocken und trotzig.

„Wieso denn?" fragte sie.

„Na ja, drei Monate Miete sind schon bezahlt", erwiderte ich wie vorhin.

Dann gingen wir hinauf auf mein Zimmer. Theres stand wie geistesabwesend da und sagte nur immer: „Dreißig Mark! Dreißig Mark, ja Bub, ja Bub!"

Dann zeigte ich ihr den Brief vom Verleger und drang so lang in sie, bis sie und ich zusammen weinten, und sie versprach, daß sie mir mit Emma das Geld für den Verleger geben wolle. Ich wurde sofort wieder munter und sagte feierlich: „Das wird dir einmal einen stillen Ruhm bringen, wenn ich tot bin."

Ich begleitete sie nach Hause. Sie gab mir Geld, und in vier Tagen wußte Emma alles daheim und schickte 500 Mark. Ich sandte sofort davon den Betrag an den Verleger und schickte den unterschriebenen Vertrag.

Jeden zweiten Tag schrieb ich einen ellenlangen Brief an meinen „Verleger" und fühlte mich schon ganz als großer Dichter.

Drei Wochen nachher kamen etliche Korrekturbögen und ein Brief des Konkursverwalters des Verlags, der mir eröffnete, daß die Firma pleite sei und ich meine Ansprüche angeben solle. Ich war wie erschlagen, rannte zu Therese und klagte ihr mein Leid.

„Du mußt raus aus dem Hotel", sagte sie und versprach mir eine Wohnung zu suchen.

„Du mußt eine Arbeit annehmen," war ihr zweites Wort, „die Dichterei bringt dich um."

Am andern Tag, unter der Mittagszeit, kam sie angerannt und sagte resolut: „Komm mit, ich habe ein Zimmer für dich."

Wir gingen die Schillerstraße hinunter. Im zweiten Rückgebäude auf Numero 16, zweiter Stock, zog ich sodann in etlichen Tagen ein. Theres hatte das Zimmer schon bezahlt.

Digitized by Google

Es kostete 16 Mark monatlich. Wir versuchten vom Hotel noch den letzten halben Monat herauszubringen, wurden aber abgewiesen.

„So, das ist alles, was wir noch tun können, und jetzt mußt du dir eine Arbeit suchen oder wieder heim", sagte Theres halb am Weinen und ging.

Da hatte ich's nun.

Mein Trotz bäumte sich wieder. Ich schrieb Anna einen flehentlichen Brief, sie solle mir doch helfen. Es kamen noch etliche Eßpakete, aber kein Geld. Ich begann, mich um Arbeit umzusehen.

In der Zeitung stand: Lift wird per sofort gesucht. Tal 20 bei Röckenschuß. Ich ging hin. Es war ein großes Tuchgeschäft.

Als ich eintrat waren gerade drei Kunden im Laden. Ich stand schüchtern da, nahm den Hut ab und gab meine Visitenkarte ab.

„Was wollen Sie", sagte ein ältlicher Herr und musterte mich.

„Bitt' schön, in der Zeitung hat gestanden, daß sie einen Lift suchen," sagte ich kleinlaut.

Der Mann lächelte: „Ja . . . Aber" und er sah auf die Visitenkarte, „Sie sind doch ein Schriftsteller, wollen Sie denn jetzt einen Lift machen?"

Ich nickte und sagte bittend: „Nehmen Sie mich doch, ich werde alles recht gut machen."

Nach allerhand Fragen, wo ich her sei und welche Schulen ich besucht hätte, bat mich der Mann, mit dem Hausmeister zu gehen. Der führte mich etliche Häuser weiter in einen Gang und zeigte mir meinen Tätigkeitsort. Es war ein größeres Geschäftshaus. Ich fuhr etliche Male auf und ab und wurde dann am andern Tag angestellt. Pro Woche bekam ich sieben Mark Lohn.

Denselben Abend noch ging ich zu Theres und sagte ihr das. Sie wurde wieder weich und versprach, mir in jeder Art behilflich zu sein.

Digitized by Google

Theres ließ durch Emma daheim verbreiten, ich hätte eine gute Stelle in einer Hofbäckerei, damit Max nichts gegen mich unternehmen konnte. Des öfteren kamen noch Eßpakete.

Als ich die Lift-Stelle antrat, war es Februar. Ich mußte den ganzen Tag von früh sieben bis abends um sechs Uhr mit einer zweistündigen Mittagspause in einem offenen, gepflasterten Gang stehen. Es war entsetzlich kalt diesen Winter. Nach kaum sechs Wochen bekam ich Rheumatismus und konnte an einem Morgen nicht mehr aufstehen. Ich blieb, ohne Theres zu verständigen, einfach im Bett liegen und sagte zur Hausfrau, ich sei krank, sie solle mir Tee machen. Nach drei Tagen, zufällig, kam Theres abends zu mir. Ich lag im Bett und las.

„Was ist denn mit dir?" fragte sie.

„Ich liege schon drei Tage im Bett, ich habe Rheumatismus, glaub' ich. Alles tut mir weh", sagte ich.

„Hast du es im Geschäft gesagt, daß du krank bist?" fragte Theres.

„Nein, ich konnte doch nicht", war meine Antwort.

„Wenn du krank bist, mußt du ins Krankenhaus, da gehst du ja zugrunde," stöhnte meine Schwester, „und außerdem, wenn du gar nichts gesagt hast im Geschäft, dann ist's wieder aus mit deiner Stelle."

„Ich bin einfach krank," zischte ich wütend und schimpfte fort, „was geht ihr mich alle an! Laßt mich allein! Ich pfeife auf solche Arbeiten, wo ich nur krank werde. Ich werde mich schon anders durchbringen."

Theres saß eine Zeitlang schweigend da und fing auf einmal leise zu weinen an: „Das kann doch nicht so weitergehen. Entweder du suchst dir eine richtige Arbeit oder du gehst wieder heim. Du verkommst ja ganz und gar."

„Was liegt denn dran", murrte ich boshaft und drehte mich um. Ich bekam plötzlich einen namenlosen Haß auf meine ganzen Geschwister und schwor mir, nie mehr was hören zu lassen.

„Du! Du!" stöhnte Theres auf einmal und rüttelte mich, „sei doch vernünftig. Es wird schon wieder gehen."

Digitized by Google

Ich drehte mich um und streckte ihr kalt die Hand hin. Sie ging.

Ungefähr nach einer Woche konnte ich aufstehen. Ich begann wieder zu lesen, schrieb und verbummelte die Tage auf irgendeine Weise. Eine Unzufriedenheit, ein Ekel vor mir selber erfaßte mich Tag für Tag. Verzweifelt und zerrissen dämmerte ich dahin. —

Jetzt kam mir eine neue Idee. Ich schrieb Witze und schickte sie ein. So was kann Geld bringen, dachte ich. Etliche Mark hatte ich noch und Theres gab mir vor dem Weggehen etwas. Eßzeug war noch vorhanden. Es ging also. — Überall, wo ich hinkam und was ich auch las, wollte ich nun nach Witz ausbeuten. Ich erinnerte mich an meine Schulzeit. Da war einer, der aus dem Wort „Hut" einmal folgenden Satz bildete: „Der Hut ist zu klein, weil der Kopf zu groß ist", und ein anderes Mal schrieb er in einem Aufsatz über den Hahn: „Der Hahn springt auf die Henne und zwickt sie hinein." —

Sobald ich einen solchen Witz hatte, lief ich eilends zum Sendlingertorplatz ins Schreibbureau und diktierte ihn dem Fräulein, ließ zugleich einen Brief dazuschreiben und sandte beides entweder an die „Meggendorfer Blätter" oder an die „Fliegenden" ein. Andauernd. Ich bat immer gleich stürmisch: „Werte Redaktion! Hier habe ich einen Witz. Nehmen Sie ihn. Er ist schlagend und bringt sicherlich viele Leser zum Lachen. Ich gebe Ihnen denselben für nur fünf Mark. Achtungsvollst Oskar Graf usw."

Ohne jemals die Antwort abzuwarten, sandte ich ein, immerzu, und rechnete genau die Summe zusammen, die ich dafür eventuell bekäme.

Zufällig traf ich einmal Theres.

„Hast du schon eine Stelle?" war ihre sofortige Frage.

„Ha, ich brauche keine Stelle. Ich verdien' jetzt genug", sagte ich selbstsicher.

„Durch was denn"? fragte sie wieder.

„Ich bin jetzt Mitarbeiter bei den „Fliegenden" und bei den „Meggendorfer Blättern". Von den ersten bekomm' ich in

Digitized by Google

kurzer Zeit für vierzig Witze 200 Mark und von den anderen zirka 120 Mark", erzählte ich fast von oben herab.

„Ja, ist denn das bestimmt? Haben sie dir das schon zugesagt"? drang meine Schwester mit ihrer verbohrten Gründlichkeit in mich.

„Das nicht, aber ich hab' sie doch hingeschickt und muß eben jetzt warten", antwortete ich ruhig.

„Meinetwegen," stieß sie zuletzt heraus, „ich helf' dir nimmer! Mach', was du willst. Einmal wirst du schon sehen, daß du ohne Arbeit nicht auskommst." Dann ging sie.

Ich konnte nicht begreifen, daß man die einfachsten Sachen, wie so etwas mit der Mitarbeit nicht fassen konnte und schüttelte den Kopf.

Auf der Suche

Eine illustrierte Zeitung brachte acht Aphorismen und bezahlte fünf Mark. Ich war wie betrunken. Hoffnungen stiegen auf. Pläne wurden wild. Ich schrieb sofort eine Anzahl Gedankensplitter, Aphorismen, Gedichte, und schickte sie an alle möglichen Redaktionen. Nichts wurde genommen. Geld und Essen gingen zu Ende. Alles wurde spärlich. Die Verbindung mit zu Hause war abgerissen, Theres erklärte offene Feindschaft. Ich schrieb, schrieb. Ich muß etwas auf Lager haben, dachte ich, wenn die Redaktionen um weitere Einsendungen bitten. Auswahl, Stoff!

Nächte hindurch schrieb ich. Unruhige Tage voll von Verzweiflung und Hunger. Und voll von Verlassensein. Ich schrieb.

Allmählich kam die Angst. Eine ungeheure Fremde stieg auf. Was tun?

Sobald ich Theres traf, fing das Gejammer an: „Du bist doch ein junger, gesunder Mensch! Arbeiten müssen wir alle!"

Ich ging allein, keinen Menschen kannte ich, keine Wirtschaft besuchte ich. Scheu durchstreifte ich die Warenhäuser, die Museen, Ausstellungen, saß auf Anlagenbänken und wartete auf einen Menschen. Aber niemand sprach mit mir.

Also arbeiten.

Digitized by Google

Und wieder ging ich nach Hause und schrieb. Unmögliche Aufsätze häuften sich, Skizzen, Betrachtungen. Dann schrieb ich Briefe an namhafte Schriftsteller, jammerte.

Maggiwürfel, Tee, Brot!

Aber man muß zäh sein und aushalten, dachte ich.

Ich las Tolstoi und all' die Bücher, die mir Anna heimlich nachgeschickt hatte. Der Magen knurrte. Ich deklamierte laut im Zimmer und ging auf und ab. Arbeiten! Arbeiten! Unter mir war eine große Buchbinderei. Arbeiten! Ja, was denn? Was denn?

Etwa Bäcker? Das ging auf keinen Fall. Ich hatte noch nicht einmal die Gesellenprüfung gemacht, mußte also als Lehrling wo eintreten. Nein, das ging nicht.

Jeden Tag gingen die Buchbinder aus dem surrenden Haus, lachten und waren guter Dinge. Sie waren geborgen. Sie hatten was gelernt, verdienten Geld! Was tun! Was tun!

Wenn ich wenigstens einen Menschen fände, der mich irgendwie in die Hand nehmen wollte! — —

Neben mir wohnte ein Buchbinder. Er kam jeden Abend vom Geschäft nach Hause, kochte sich Kakao, trällerte ein Lied und ging hie und da wieder weg. Ich stellte es so an, daß ich mit ihm ins Gespräch kam. Ich klopfte bei ihm und erbat mir die Zeitung. Er öffnete, grüßte und lächelte mich freundlich an: „Oh, bitte!" „Man möchte doch wissen, was es für Neuigkeiten gibt", sagte ich ganz gewandt, daß ich mich selber über mich wunderte.

„Ja, ja, für sie als Schriftsteller, ist so was doch unbedingt notwendig", redete der Mann weiter. Er suchte die Zeitungsblätter zusammen und sagte wieder, als er sie mir reichte: „Es ist zwar lauter Schwindel, was da drinnen steht, aber man muß eben zwischen den Zeilen lesen können."

„Ja, ja, Schwindel ist genug auf der Welt", sagte ich mechanisch.

Der Buchbinder griff nach einer Broschüre, die auf seinem Tisch lag und hielt sie mir hin. Es war Tolstois „Sklaverei unserer Zeit". Er fuhr fort: „Sehen Sie, der sagt die Wahrheit, darum wird er von der Welt als ein Wahn-

Digitized by Google

sinniger angesehen. Aber die, die nichts haben, wissen daß er recht hat."

Ich wurde rot. Das war irgendein bekannter Ton, irgend etwas Verwandtes. Ich kannte das Büchlein und fühlte instinktiv, daß der andere mich gern noch länger ins Gespräch ziehen wollte. Zugleich packte mich Neugier und Interesse. „Ja," sagte ich auf einmal viel leichter und mit einem Anflug von Wärme, „wer glaubt aber an Tolstoi heute. Ein paar Leute und die können doch nichts machen gegen eine ganze Welt."

Der Buchbinder sah mich vielsagend an: „Es müssen aber mehr werden, und wenn nur ein paar Menschen anfangen und vertreten diese Grundsätze und bringen es andern bei, was da drinnen steht, dann werden es viele, und wir haben die Änderung der Welt."

Das verstand ich nicht. Dumm stand ich da, fragte verlegen: „Gibt es denn hier solche Menschen?"

„Jawohl," sagte der Buchbinder etwas gedämpft, „wir sind schon ziemlich viele hier. Auch die Syndikalisten sind bei uns. Wollen Sie nicht einmal mitkommen? Es wird Sie sicher interessieren."

Ich war vollkommen dumm.

Dann fragte ich: „Wie heißt man denn diesen Verein?"

Der Buchbinder lächelte wieder: „Das ist kein Verein. Das sind Anarchisten. Wir kommen alle Freitage im Restaurant „Glockenbach" zusammen. Es ist da ein Diskussionsabend. Bald wird wieder eine größere öffentliche Versammlung sein. Wir wollen mit den Sozialdemokraten abrechnen. Das sind nur Bremser und Bureaukraten, die die ganzen Arbeiter verdummen."

Als er sah, daß ich staunend und dumm da stand, ging er wieder zum Tisch und nahm aus der Schublade eine zweite Broschüre, die er mir reichte.

„Da ist eigentlich alles drinnen, was wir wollen. Lesen Sie doch die Sache mal durch und wenn Sie dann Lust haben, dann kommen Sie doch am Freitag abends mit", sagte er dann und verabschiedete sich von mir. Ich ging in mein

Digitized by Google

Zimmer zurück und las Landauers „Aufruf zum Sozialismus". Das war die Broschüre, die mir der Buchbinder zugesteckt hatte. Auf der letzten Seite standen die „Zwölf Artikel des Sozialistischen Bundes", und drunter war ein blauer Stempel: Gruppe „Tat", München.

Aber da stand doch nichts von Anarchisten.

Anarchisten, dachte ich und erinnerte mich undeutlich an Luccheni, den Mörder der Kaiserin Elisabeth von Österreich, an Bombenattentate und furchtbare Verbrecherverbindungen. Ich malte mir im Geiste schon einen dunklen, verborgenen Keller aus, sah vermummte Gestalten, die um das Schicksal dieses oder jenes Fürsten würfelten. Eine ungeheure Spannung erfaßte mich, eine Neugier ließ mich nicht einschlafen, Landauers Auseinandersetzungen waren wie weggeflogen. Das mußte ich sehen. Sehr früh am andern Tage stand ich auf, ging auf die Straße und suchte das Restaurant „Glockenbach". Während des Dahingehens erstanden schaurige Bilder in meiner Vorstellung: Bombenkeller, verwegene Gestalten, Geheimtüren ...

Das war etwas Neues, etwas Unerhörtes. Das mußte man gesehen haben. Los! Los! Ich war ganz heiß. Mit wahrer Tollwut suchte ich. Verflucht, wo war denn dieser verfehmte „Glockenbach"? Ich schritt einen Bach entlang. Die Sonne fiel schimmernd auf die gekräuselten Wellen. Drüben war eine kleine Anhöhe. Eine Friedhofmauer zog sich lang hin. Ich sah ringsum. Nichts war zu sehen von einem Restaurant „Glockenbach". Ein Schutzmann kam gemächlich des Weges. Ich ging auf ihn zu, nahm schüchtern meinen Hut ab und fragte harmlos: „Bittschön, können Sie mir vielleicht sagen, wo hier die Anarchisten zusammenkommen?"

„Wie?" sagte der, „die Artisten?"

„Nein, die Anarchisten", sagte ich.

Das Gesicht des Schutzmanns verwichtigte sich, wurde steinern, amtsmäßig. Er maß mich scharf, sagte schroff: „Kommen Sie mal mit!"

So, da hatte ich nun die Sauce! Das Herz fiel mir in die Hosen. Beinahe hätte ich aufgeweint. Ich wurde zur Wache geführt.

Digitized by Google

Es roch in der Wachstube sehr nach Tabak. Etliche Schutzleute saßen leger an einem Tisch, wandten sich phlegmatisch um, als wir eintraten und einer sagte zu meinem Polizisten: „Was ist denn mit dem?“

Der Befragte lispelte ihm was ins Ohr und ging wieder fort. Ich stand verschüchtert da.

„Kommen S' mal her,“ sagte der Wachhabende, „setzen Sie sich da hin.“ Hierauf nahm er einen Schreibblock aus der Tischschublade und begann zu fragen: „Wie heißen Sie?“ Ich antwortete. Wann ich geboren wäre, woher ich sei, was mein Vater sei und was ich für einen Beruf hätte.

Ich gab Antwort auf Antwort und sah mich schon im tiefsten Kerker. Der Mann schrieb alles auf.

Als er mit dem Fragen zu Ende war, sah er mich scharf an, drehte sich breit zu mir her, stützte seine Arme in die Hüften und begann mich zu belehren. „Wie sind Sie denn zu den Leuten gekommen?“ fragte er dazwischen wieder. Ich erzählte ihm alles, begann schon zu wimmern.

Als er mich so hilflos sah, wurde sein Gesicht milder. Er klopfte mir sogar auf die Schulter, was mich ungemein sympathisch berührte.

„Junger Mann,“ sagte er, „Sie sind noch jung. Schauen Sie sich um eine anständige Stelle und halten Sie sich von dem lichtscheuen Gesindel fern. Da kommen Sie nur ins Gefängnis. Das sind lauter Leute, die nichts arbeiten wollen und von allerhand unlauteren Geschichten leben.“ Ich hatte ihm von meiner Schwester Theres erzählt, und daß ich einen furchtbar groben Bruder zu Hause hätte und davongelaufen wäre und nun nicht wüßte, was ich tun sollte. Er schrieb mir die Adresse des nächsten Arbeitsamtes auf und riet mir, dort hinzugehen, da bekäme ich sicher eine kleine Bureaustelle oder sonst einen Posten usw. „So,“ schloß er dann, „jetzt dürfen Sie wieder gehen. Merken Sie sich das, was ich Ihnen gesagt habe, und lassen Sie die Finger von solchen Sachen.“

Ich sagte kleinlaut: „Ja, ja!“ und „dank schön“ und ging wie betäubt zur Tür hinaus. Wie ein Stein fiel die Bedrückung

Digitized by Google

mir vom Herzen. Aber, daß meine Mutmaßungen von Bombenkellern und Verbrechern also doch richtig waren, freute mich. Direkt eitel war ich über meinen Scharfsinn. Und trotzdem ich eine furchtbare Angst hatte, konnte ich meine Neugier nicht zähmen. Das mußte ich sehen. Diese Kerle, die Anarchisten, dachte ich, die werden schon ihre Schliche haben, und mein Zimmernachbar weiß da sicher Bescheid, wie sie unbehelligt zusammenkommen. Ich ging eilig nach Hause und erzählte ihm mein Erlebnis. Der schnellte vom Stuhl auf und rannte wie irrsinnig im Zimmer herum: „Ja, aber, Herr Graf, Herr Graf!" Er war Schweizer und sprach noch immer im Dialekt. „Herr Graf!" schrie er wieder, „wasch hawa Sie denn gemacht, bedenka Sie! Da kann ich ja jeden Augenblick feschgenomma werda. Viellich schicka sie scho nach mir! Sakrament, sakrament, isch dasch awa ungschickt!"

Ich fäbelte mit den Händen herum und beteuerte die Sache, aber er überrumpelte mich mit seinen Worten, fauchte umher wie ein Irrsinniger und sah mich mit vorwurfsvollen Blicken an. Ich war vollkommen blöde, schwieg oder stotterte: „Ja, mein Gott, wenn ich das gewußt hätte!"

Als er dann von mir erfuhr, daß ich gar nicht nach ihm gefragt wurde, beruhigte er sich etwas.

Schließlich nahm er seinen Überzieher vom Haken, schlüpfte hinein, setzte seinen Hut auf und sagte gehend: „Ich musch das gleich berichta." Ging. Ich ging ebenfalls kopfschüttelnd in mein Zimmer, fiel in den Divan und sann über das Vorgefallene nach.

Im Wortschwall des Schweizers kehrte des öfteren der Ausspruch wieder: „Dasch kann auch Ihner zum Nachteil gereicha. Sie schin von itz ab schon übl angschrieba bei dr Polizei." Was sollte das bedeuten? Ich ging zu Bett und konnte nicht einschlafen. Spät nachts kam der Buchbinder. Mir wurde furchtbar unheimlich zumute. Was ging da vor?

Am Freitag sagte der Schweizer: „Ersch am andern Freitag kommen wir wieder zusamma. Da könna Sie mitkomma."

Digitized by Google

Es wurde immer mysteriöser. Ich war ungeheuer neugierig. Sehen mußte ich das auf alle Fälle, und wegen dieses einen Males konnte mir doch schließlich der Kopf nicht abgehauen werden. Wenn man mich schließlich zum Fürstenmorden heranziehen wollte, so konnte ich ja immer noch sagen, ich wüßte nicht wie eine Bombe losgelassen wird, oder ich hätte keine Waffe oder meine Schwester erlaube das nicht oder sonst was.

Die ganze Woche vertiefte ich mich in den „Aufruf zum Sozialismus". Das leuchtete mir etwas ein. Aber was hatte das denn mit Anarchismus zu tun? Da kam doch gar nichts vor von Bomben und Fürstenmord. Immer hieß es da nur ganz harmlos: Der Sozialistische Bund ist eine Gemeinschaft von Menschen, die mit Hilfe eines Ideals eine neue Wirklichkeit schaffen wollen. Es wurde ferner von Gruppen, die diese Gemeinschaft, diese neue Menschengesellschaft allmählich gestalten sollten, geredet, von Aufteilung des Bodens und Umstellung unserer ganzen Lebensart durch den Geist usw.

Zuletzt, als ich mich gar nicht mehr zurechtfand in meiner Verwirrung, kam ich auf den merkwürdigen Gedanken, daß diese schlauen Füchse von Anarchisten vielleicht eine ganz andere Anwendung unserer Sprache hätten, damit man ihnen nicht auf die Spur komme. Vielleicht hieß diese ganze Abhandlung und die Sache an sich etwas ganz anderes als das Wort, das dastand. Also Geheimsprache. — Ich war befriedigt und wartete bis zum Freitag mit Spannung.

Diesen Abend kam mein Nachbar, etwas besser gekleidet, zu mir ins Zimmer und sagte freundlich: „Schin Sie fertig?" Ich nickte. Wir gingen.

Auf dem Weg erzählte mir mein Begleiter von den Verhaftungen und Haussuchungen, die verschiedene Genossen schon erleiden mußten, und riet mir, Vorsicht für alle Fälle. Ich sparte sehr mit Worten und machte ein ernstes Gesicht. Je weiter wir uns von unserer Wohnung entfernten, desto mehr Angst bekam ich. Aber ich konnte mich nicht mehr zurückziehen. Heimlich dachte ich: Dieses erste Mal mache ich es,

Digitized by Google

dann auf keinen Fall mehr, lieber ziehe ich aus, damit mich dieser verfluchte Schweizer nicht mehr mitziehen kann.

Aber meine Neugier war unbezähmbar, gewann schließlich Oberhand. —

Wir traten in ein Wirtshaus, das „Gambrinus" hieß, durch einen dunklen Durchgang an eine Tür. Der Buchbinder ging voraus, öffnete. Ich folgte. Wir befanden uns in einem rauchigen, schmutzigen Saal, der sehr kahl und ungemütlich aussah. Zirka fünfundzwanzig Leute saßen um die Tische, tranken Bier, sprachen allerhand und rauchten. Wir wurden kaum beachtet. Der Schweizer ging an einen Tisch, redete einen bebrillten, zottelhaarigen Mann an und stellte mich ihm vor. Ich stand dumm da und wußte nicht, was ich sagen sollte. Schließlich, als der Mann mich anlächelte und mir die Hand drückte, lächelte ich auch. Etliche Männer, die gerade dasaßen, musterten mich und dann setzten wir uns hin. An einem Tisch fiel öfters das Wort „Expropriation" oder „Generalstreik". Dann stand ein Mann mit birnenförmigem Gesicht auf. Es wurde ruhiger. Der Mann dankte uns allen, daß wir gekommen waren und setzte sich wieder. Eine Pause entstand.

„Sprichst du was, Mühsam", sagte ein Arbeiter zu dem Mann, dem ich vorgestellt wurde. Andere redeten wieder. Man diskutierte über die Sozialdemokratie, über die Polizeispitzel, erzählte Verhaftungsgeschichten und dann redete Mühsam kurz über die Ziele des „Sozialistischen Bundes". Als er zu Ende war, wurden Flugblätter ausgeteilt. Eine Frau ging von Tisch zu Tisch und verkaufte den „Sozialist", bot allerhand Broschüren von Krapotkin, Landauer, Most usw. aus. Dann sagte Morax — das war der Mann mit dem birnenförmigen Kopf — aufstehend: „Wer würde sich bereit erklären, den „Sozialist" zu verbreiten und sonstige Propaganda zu machen? Auch für schriftliche Arbeiten brauchen wir einen." Der Schweizer stieß mich: „Sie, das könna Sie doch macha als Schriftsteller." Ich hob den Finger wie ein Schulkind. Reden konnte ich da nicht.

Digitized by Google

Morax kam sehr freundlich zu mir: „Wollen Sie die Sache von jetzt ab machen?" Ich sagte: „Ja" und nickte. Daraufhin übergab er mir einen Stoß Broschüren, einen Pack „Sozialist" und Flugblätter und gab mir die näheren Anweisungen. Ich sollte sie so unter der Hand den Leuten zustecken und Broschüren auf Versammlungen verkaufen, Flugblätter austeilen und alle Sendungen von jetzt ab in Empfang nehmen. Er übergab mir sodann auch einen Stempel mit der Aufschrift: Gruppe Tat des Sozialistischen Bundes. Treffpunkt: .....

Den sollte ich jedem Flugblatt aufdrucken und unser Trefflokal hinschreiben, den Tag und die Stunde. Ich sagte immerzu „ja" und war sehr erbaut davon, daß man mir sofort einen solchen Posten zuschanzte. Dann wurde die Sitzung geschlossen. Einige gingen durch eine Tür ins Gastzimmer hinauf, andere blieben noch sitzen und tranken ihr Bier aus. Viele zahlten und entfernten sich, einander „Gute Nacht" wünschend. Mit uns ging ein Trupp von ungefähr fünf Leuten. Darunter waren Morax, Jung, Ida, Schrimpf und Theo.

Jung versprach mir beim Auseinandergehen, mich zu besuchen. Ich freute mich und drückte jedem die Hand.

„Das ist fein", sagte ich im Treppenhinaufgehen zu meinem Zimmernachbarn, und drückte die Pakete fest zusammen. Ich malte mir eine ungeheure Tätigkeit aus und hielt mich in dieser Bewegung für unentbehrlich wichtig. Mein Talent hatte also doch seinen Entdecker gefunden. Mit Büchervertrieb und Zeitungen was zu tun zu haben, sie direkt vom Verlag geschickt zu bekommen, eröffnete immerhin Aussichten auf Gedrucktwerden. Sofort setzte ich mich nachts hin und schrieb einen Artikel über die Unterdrückung und die Gerechtigkeit, suchte die Adresse im „Sozialist" und schickte die Sachen ab.

Andern Tages — meine Freude und meinen Erfolg mußte ich wem erzählen — holte ich Theres vom Geschäft ab.

„Ich hab' jetzt eine feine Stelle," sagte ich strahlend und lächelte siegessicher, „ich bin jetzt Sekretär bei den Anarchisten."

Digitized by Google

Theres blieb förmlich erschrocken stehen und sah mich an: „Was — bei den Anarchisten?" „Ja", sagte ich, und erzählte ihr, daß ich von nun ab einen großen umfassenden Schriften- und Zeitungsvertrieb übertragen bekommen hätte. Es sprudelte alles nur so aus mir vor Freude.

„Und denk dir nur, wie leicht ich die Stelle bekommen habe. Ich habe meinen Zimmernachbarn näher kennen gelernt, bin mit ihm da hingegangen und bin sofort angestellt worden."

„So, ja, das ist schön", sagte Theres, die die Sache nun wirklich zu begreifen schien, und fragte weiter: „Was bekommst du denn dort Gehalt?"

„Gehalt?" sagte ich und sah sie an, denn jetzt erst kam mir in den Sinn, daß die Leute ja davon gar nichts gesprochen hatten, „Gehalt? Ja, das haben sie mir noch nicht gesagt. Ich muß erst fragen."

Schon wurde ich wieder wirr. Verflucht, daß ich aber auch das vergessen hatte.

„Ist das ein Bureau?" fragte Theres weiter.

„Nein, gar nichts. Die Sachen kommen alle zu mir per Post und ich verkaufe sie in Versammlungen, ich versende die Zeitungen und habe die ganzen Briefschaften zu erledigen und alle schriftlichen Arbeiten für den Verband", erzählte ich ihr.

Theres schüttelte nur immer den Kopf, sagte aber trotzdem: „Na, ja, zu wünschen wäre es dir ja." Und schon wieder fragte sie: „Ja, kannst du dich da nicht morgen schon erkundigen, was du bekommst und wie das alles ist? Das ist doch das erste, wenn ein Geschäft eine neue Kraft anstellt."

„Das kann ich erst wieder am nächsten Freitag in der Versammlung", gab ich ihr zur Antwort. „Die Mitglieder sind nicht alle Tage da."

„Na, ja, schauen wir halt mal", sagte Theres, als sie sich verabschiedete und sah mich besorgt an. Ich versprach, ihr sofort Bescheid zu geben oder am nächsten Samstag selber zu kommen und ihr alles zu sagen.

Digitized by Google

Ich verteilte sehr viel Flugblätter, schickte eines an Anna und schrieb ihr hocherfreut von meinem neuen Beruf und Glück. Auf den Anlagenbänken saßen Leute. Ich ging hin und bot ihnen den „Aufruf zum Sozialismus" an. Sie sahen sich das Heft an und gaben es mir wieder zurück.

Am andern Freitag abend fragte ich Mühsam schüchtern: „Verzeihung, Herr Mühsam, meine Schwester läßt fragen, was ich da Gehalt bekomme und wie das ist mit meiner Anstellung?"

Morax, der daneben saß, brach in ein Gelächter aus. Mühsam sah mich beinahe mitleidig an und lächelte, legte mir die ganze Sache dar und fragte nach meiner sonstigen beruflichen Tätigkeit. Zuletzt — Morax hatte es den Tanebensitzenden schon zugelispelt — lachte der ganze Saal und sah mich spöttisch an. Ich hatte das Gefühl, als öffnete sich der Boden unter mir. Ich muß furchtbar dumm und über und über rot dagestanden haben. Als ich mich, neben meinem Zimmernachbarn sitzend, wieder etwas gesammelt hatte, knirschte ich und dachte wütend: Also wieder alles verpfuscht! Hol' alles der Teufel! und sprach kein Wort auf dem Heimweg.

Ich ging nicht zu Theres, ließ überhaupt nichts hören. Den Vertrieb gab ich trotzdem nicht auf und schrieb immer wieder neue Artikel, schickte sie ein. Antwort kam nie. Meine bis jetzt entstandenen Verse sammelte ich und schickte sie Mühsam mit einem sehr dummen Brief. Der gab sie mir mit einer Empfehlung an Steinebach. Ich sollte Druckkosten zahlen. Ich war ganz verzweifelt, ließ die Sache sein.

Mit meinem Zimmernachbarn wurde ich mehr und mehr bekannt. Wir besuchten zusammen die Versammlungen, und ich geriet so allmählich in die politischen Kreise. Es wurde mir klar, was Sozialismus heißt, und viel Wissenswertes erntete ich in dieser Zeit. Mein Gesichtskreis erweiterte sich, meine Zunge wurde durch die andauernden Diskussionen mit Genossen und durch all die Broschüren geschmeidiger. Es ging mir sehr schlecht. Ich suchte verzweifelt irgendwie meinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Digitized by Google

Jung besuchte mich öfter, redete stoßweise auf mich ein, schimpfte mich einen „Bürger", als ich ihm einmal mein Leid klagte. Von da ab kam er fast täglich. Er sah sich die Bücher an, die ich hatte, wetterte über Schiller, nahm die Bände und sagte, ich solle mitkommen. Er verkaufte sie, nahm mich in eine Kneipe mit und vertrank mit mir das Geld. Ich ließ es geschehen. Wenn kein Geld mehr da war, kam er, packte wieder ein paar Bücher, stieß irgend etwas heraus, wie „Ach, Heine, den Juden liest man heute nicht mehr!" oder „Den langweiligen Lenau darf ein Revolutionär überhaupt nicht haben", packte die Lessingbände, zeterte über das Klassikerlesen, zog mich mit zur Antiquariatsbuchhandlung und verkaufte alles Mitgenommene. Er steckte jedesmal das Geld zu sich und sagte finster: „Komm!" Dann ging es von einer Kneipe in die andere, und das Geld wurde vertrunken. War viel Geld da, wurde Kognak bestellt, war wenig da, gab es nur Bier. Gegen abend zogen wir ins Künstler-Café, pumpten Bekannte an. So lernte ich allerhand Literaten, Maler und sonstiges Kaffeehausvolk kennen. Es wurde viel philosophiert, gestritten oder psychoanalysiert. Als kein Buch mehr da war, lehrte Jung mich das Versetzen. Ich trug alles Entbehrliche ins Pfandhaus und hielt mich so über Wasser. Ein wildes Bohemeleben hub an. Nächte durch wurde auf irgend jemandes Kosten getrunken, gekegelt, getanzt. Hatte der kein Geld, so hatte ein anderer etwas.

Die Leute waren viel klüger, viel gewandter als ich. Ich wurde immer verspottet. Doch nebenher lernte ich allerhand. In der Gruppe „Tat" lernte ich Scheimpf kennen. Wir kamen öfter zusammen, lasen Stirner, Nietzsche und Krapotkin. Bald schlossen wir uns einander an. Ich klagte ihm meine Unsicherheiten, mein Leid und hielt mich an ihn. Er arbeitete stundenweise in Konditoreien und riet mir, da ich ihm sagte, daß ich Bäckereiarbeit machen könnte, auf die Bäckerherberge zu gehen.

„Man muß sich irgendwie auf die bequemste und leichteste Art über Wasser zu halten verstehen," sagte er, „die andere Zeit kann man dann für sich ausnützen."

Digitized by Google

Er gab mir allerhand Winke im Stellensuchen. Ich ging auf die Bäckerherberge und ließ mich für Arbeit vormerken.

Plötzlich war ein Drang in mich gefahren, auf eigenen Füßen zu stehen. Die Gesellschaft, in die ich geraten war, war mir zuwider. Zuletzt verkehrte ich fast ausschließlich mit Schrimpf und mit meinem Zimmernachbarn Schmocker. Da ich kein hohes Logisgeld mehr bezahlen konnte, bezog ich mit einem Bekannten Schmockers zusammen ein Zimmer in einer anderen Straße. Der war geizig, ekelhaft und pedantisch. Er sah den ganzen Tag Wanzen, wischte immer die Wände ab und wollte mich auch dazu zwingen. Ich ließ ihn ruhig spintisieren. Was gingen mich die eingebildeten Wanzen an, die mich nicht bissen!

Die Polizei kam von da ab alle Sonntage früh um acht Uhr und durchsuchte meine Sachen nach sozialistischen Schriften. Jedesmal waren es zwei Kriminalisten. Sie durchschnüffelten alles, rissen die Kleider heraus, die Bücher, durchstöberten meine Koffer, ließen alles liegen und stehen und gingen wieder. Mein Mitbewohner wurde wütend, schlug Krach. Ich schwieg, ging zu Schmocker und bat ihn, seinen Freund zu besänftigen. Es half nicht viel.

Ich hatte oft kaum Brot, hungerte viel. Alle Tage ging ich auf die Herberge. Keine Stelle war frei. Schrimpf brachte manchmal Brot, Margarine und Kuchenreste. Mein Mitschläfer hatte eine gute Stelle. Er richtete seine ganzen Nahrungsmittel auf den Tisch, rückte denselben in der Früh, bevor er wegging, ans offne Fenster, damit keine Wanze darankam. Ich hatte Hunger und nahm davon. Er machte Krach. Ich wurde wütend. Ich aß seinen Käse auf und sagte: „Du Hungerleider!" Vom Krach kam's zum Raufen. Ich warf ihn zu Boden. Er gab scheinbar Ruhe, ging weg. Spät in der Nacht kam er heim und fiel über mich her. Ich schlief schon. Ich sprang aus dem Bett, griff ihn an. Ein furchtbares Gehaue begann. Der Logisherr kam, schimpfte. Wir vertrugen uns wieder. Ich kündigte.

Acht Tage bevor ich auszog, kam plötzlich wie aus den Wolken ein Brief von Eugen aus dem Hotel. Er war mit

Digitized by Google

seiner Frau von Amerika gekommen, um seine Tochter zu holen. Ich eilte ins Hotel. Da saß ein fetter, aufgedunsener Mann mit einer hageren Frau und lachte mir breit ins Gesicht. Ich setzte mich hin.

Er wußte alles. Emma und Theres hatten ihn heimlich beauftragt, mich auf den rechten Weg zu bringen. Er gab mir Geld, bestellte Essen für mich und versprach, in den nächsten Tagen zu kommen, um mit mir das Weitere zu besprechen. Dann fuhr das Paar nach Hause.

„Wenn du mir folgst, sollst du schon zu deinen Rechten kommen", hatte er bei der Abfahrt am Bahnhof gesagt. Ich wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

In der Mühle

Ich packte meine Sachen. Morax und Ida waren da. Es klopfte. Mein Bruder trat ein. Eine peinliche Pause.

„Hast du jetzt Zeit?" fragte er. Ich nickte. Zu Morax und Ida sagte ich, sie sollten gehen. Sie verabschiedeten sich schweigend und verließen das Zimmer. „Komm", sagte Eugen kurz.

Ich schlüpfte in meinen Überzieher und folgte ihm. Auf der Straße begann er sodann seinen Plan mit mir zu besprechen.

„Du mußt vor allem eine anständige Stelle bekommen. Nebenbei kannst du dann deine Dichterei vervollständigen", sagte er. Ich nickte abermals.

„Ich war soeben beim Direktor der Tivolimühle und sprach mit ihm. Er will dich gerne anstellen. Du mußt vorläufig etwas praktisch in der Mühle mitarbeiten, dann kommst du ins Bureau. In den Abendstunden kannst du dann einen Schreibmaschinenkurs mitmachen und Stenographie lernen. Hast du etliche Jahre im Bureau hinter dir, so kannst du austreten und eine bessere Stelle annehmen, wenn es dir nicht mehr paßt. Die Leute in der Mühle verlangen nicht zuviel von dir. Wir beziehen daher schon jahrelang das Mehl und sind eine der besten Kundschaften dort", sprach er

Digitized by Google

ruhig. Das leuchtete mir ein. Es gefiel mir. Ich war sehr froh darüber. Eugen bat mich, sobald ich mein neues Zimmer bezogen hätte, in die Mühle zu gehen zum Direktor. Nachher könnte ich sofort eintreten.

Ich dankte ihm, fragte, wie es daheim aussähe und wie es Mutter ginge.

„Max heiratet in den nächsten Wochen," erzählte er mir, „er hat so allmählich gestanden, daß er schon einen ledigen Sohn habe, und ein anderer sei auf dem Weg. Er ist jetzt sehr kleinlaut und spielt den Scheinheiligen. Im Grunde aber spekuliert er bloß darauf, möglichst schnell das Anwesen in die Hände zu bekommen und uns herauszuwerfen. Das soll ihm aber nicht so leicht werden."

Ich sagte teilnahmslos: „Das geht mich ja schließlich nichts mehr an. Ich bin ja schon herausgeschmissen." Eugen wurde nachdenklich. Wir gingen in einen Gasthof und aßen zu Mittag.

Nachmittags auf der Straße trafen wir Schrimpf und noch einen Mann aus der Gruppe „Tat". Ich ging mit Schrimpf beiseite und sagte ihm, daß ich ihn dieser Tage einmal besuchen würde. Als wir die beiden hinter uns hatten, fragte Eugen: „Was sind das für Leute?"

„Anarchisten", sagte ich.

Eugen schüttelte den Kopf und lächelte: „Was wollen denn die?"

„Wir wollen den Umsturz des heutigen Staates und die Schaffung eines Gesellschaftslebens auf gemeinschaftlich-kommunistischer Basis. Wir wollen nicht mehr dienen, sondern jeder soll das gleiche Recht haben und den gleichen Besitz. Die Ausbeuterei muß aufhören. Ein Leben von Mensch zu Mensch muß kommen. Das wollen wir", sagte ich erläuternd. Ich hatte nun schon so viel Broschüren und Bücher dieser Art gelesen und so viel Diskussionsreden gehalten, daß ich mich allmählich ausdrücken konnte, wie ich es für richtig hielt.

Eugen lachte: „Ihr seid so Leute. In Amerika gibt es das alles nicht. Das ist ja der reinste Irrenhausunsinn."

Digitized by Google

Ich sagte: „Darüber können wir ja später einmal reden, wenn etwas geschehen ist."

Wir gingen wieder in meine Wohnung zurück. Ich bestellte einen Dienstmann, der meinen Koffer in mein neues Logis bringen sollte, und nahm von der alten Hausfrau, die mir immer gut gesinnt war, Abschied.

„Solche Dinge wie das mit der Weltumstürzlerei mußt du dir aus dem Kopfe schlagen," sagte Eugen, „da kommst du nicht weiter. So was kann man sich denken, aber nicht tun. Das ist Unsinn, bringt dir bloß Schaden."

„Wenn keiner es tut, geschieht überhaupt nichts Neues mehr auf der Welt. Dann ist's gleich besser, wenn wir uns sofort, nachdem wir das erkannt haben, eine Kugel durch den Schädel jagen", gab ich zur Antwort.

Eugen schüttelte immer nur den Kopf: „Du bist total verrückt."

Ich schwieg darauf.

„Also, demnach kannst du morgen ja schon zur Mühle geh'n und dich vorstellen," sagte er dann auf einmal, „dein Umzug ist doch schon erledigt jetzt?"

Ich sagte: „Ja."

Am andern Tage ging ich zur Mühle. Im Bureau wurde ich dem Direktor vorgestellt. Der kannte mich noch von zu Hause. Er lächelte gutmütig und sagte, daß Eugen mit ihm schon gesprochen hätte, ich könnte morgen eintreten. Ich nickte.

„Kommen Sie", sagte er dann und führte mich in die Mühle hinüber. Dort empfing uns ein Surren und Sausen von taktelnden Maschinen. Der ganze Bau schien zu beben.

Ich wurde einem hageren, alten, gebückten Mann vorgestellt, der furchtbar schrie.

„Der kommt morgen zu uns", sagte der Direktor.

„So, ist ein schmächtiges Bürschlein", sagte der Obermüller und lächelte mich spöttisch an.

Der Direktor verließ mich sodann. Der Obermüller fragte mich noch allerhand und zeigte mir die Mühle. Sie hatte vier Stockwerke. Überall standen Siebmaschinen, Mahl-

Digitized by Google

maschinen, an denen Säcke hingen, die sich langsam füllten. Die Arbeiter standen da, banden die Säcke zu, leerten Schrottonnen in die Maschinen und hielten alle inne, als sie mich sahen, betrachteten mich fremd und beinahe verwundert. Ihre Kleidung war weiß vom Mehlstaub, ihre Gesichter und Bärte ebenso. Auffiel mir nur, daß sie ungeheuer laut schrien, wenn sie redeten. Aber das mußte man hier.

Wir fuhren mit dem Mehlaufzug bis in den Dachboden hinauf. Da standen eng aneinandergepreßt und aufgeschichtet Hunderte von Säcken.

Als mir der Obermüller alles gezeigt hatte, führte er mich ans Tor und sagte: „Also, morgen dann um sechs Uhr. Nicht verspäten!"

Ich dankte und ging.

Der Tag war herrlich. Die Bäume im Park waren noch kahl, und auf den kleinen Wiesenstreifen lagen schmächtige Schneekrusten. Der Himmel hatte die heitere Farbe des Frühlings. Die Dächer der letzten Ausläufer der Mühle tropften.

Mir war merkwürdig zu Mute. Eine Sehnsucht zu wandern überkam mich, und plötzlich dürstete mich nach Wiesen, nach Hügeln und unabsehbarem Land . . .

Ich schritt nachdenklich weiter, nicht wissend wohin. Jetzt erst dachte ich daran, Schrimpf aufzusuchen. Ich wußte, daß er jetzt sicher anzutreffen sei im Café. Ich wollte mit ihm sprechen. Ich hatte Drang nach einem Menschen.

Sagt er, so dachte ich vollkommen willenlos, das machst du nicht, so gehe ich morgen nicht zur Mühle. Über das Weitere dachte ich nicht nach.

Morgen heißt es die Arbeit antreten, schoß mir durch den Kopf, aber heute, heute soll noch in Freiheit gelebt werden, getobt, gesoffen, Spektakel gemacht, irgend etwas. Es war ja alles so gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig! Eine entsetzliche Fremde hatte sich ausgedehnt, eine Heimatlosigkeit und ein Alleinsein, ein Abgeschnittensein von allem.

Ich ging schneller.

Im Café traf ich auch richtig Schrimpf.

Digitized by Google

„Was ist's jetzt mit deinem amerikanischen Bruder?" fragte er mich.

„Nichts," antwortete ich niedergeschlagen, „ich soll morgen in der Twolimühle zu arbeiten anfangen, zweiundzwanzig Mark bekomm' ich in der Woche."

„Und wie lang ist die Arbeitszeit?" fragte er weiter.

„Von sechs bis sechs", sagte ich.

„Ein solcher Mist! Das würde ich nicht tun", brummte er.

„Ja schon . . . aber die geben mir kein Geld mehr, und ich weiß nicht, was ich tun soll", jammerte ich.

„Schließlich eine Zeitlang tust du es halt mal", sagte Schrimpf dann und fuhr fort: „Wenn du ins Bureau kommst, geht's ja.

Ich war gefestigt und zufrieden und ergab mich in mein Schicksal.

„Herrgott, heute möchte ich noch einmal toben und saufen", sagte ich dann.

Schrimpf sah mich an, sagte lächelnd: „Ja, ich eigentlich auch."

Dann auf einmal fragte er: „Hast du Geld bekommen von deinem Bruder?"

„Ja, etwas schon", gab ich zu.

„Ja, also komm", sagte er darauf, zahlte und verließ mit mir das Café. Eine ekelhafte Stimmung hatte uns beide erfaßt. Keiner wußte recht, was er anfangen sollte mit sich. Wir flegelten entschlußlos weiter. Um uns Luft zu machen, brüllten wir vorbeisausende Autos an, stießen Passanten, schrien unverständliche Laute plötzlich manchmal grell auf, daß Vorbeigänger entsetzt aufschraken.

Im Innern der Stadt suchten wir eine Animierkneipe auf und vertranken unser Geld bis auf etliche Mark.

Es war ja alles so gleichgültig, so dumm, so bodenlos dumm!

Im Heimgehen begannen wir Stirner auf der Straße laut zu rezitieren, schimpften auf den Bürger und auf die Moral und gingen sehr bedrückt auseinander.

Digitized by Google

Als ich auf meinem Zimmer war, merkte ich plötzlich, daß ich keinen Wecker hatte. Es war zwölf Uhr vorbei. Ich bekam eine unzähmbare Wut. Laut fing ich zu fluchen an.

Nebenan klopfte es. Ich fluchte noch lauter. Ein Bett knarrte. Dann klopfte es an der Türe: „Herr Graf!"

Es waren die winselnden Stimmen meiner Hausfrauen. Es waren drei alte Jungfern, die furchtbar kriecherisch und bigott taten.

„Ja", brüllte ich und riß die Tür auf: „Was ist denn das! Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich morgen früh und jeden Tag jetzt um halb fünf Uhr aufstehen muß, warum haben Sie mir denn keinen Wecker hereingetan?"

„Ja, aber Herr Graf, Herr Graf," wimmerten die Jungfern und wichen zurück, „unser Wecker geht ja nicht, und dann . . . wir wecken Sie doch."

„Ich bin ja neugierig, wer da verschläft", knirschte ich und schlug polternd die Türe zu. Ich hörte die drei Jungfern winselnd in ihre Kammer zurückschlurfen und warf mich mürrisch aufs Bett.

Bald schlief ich ein, ohne mich entkleidet zu haben.

So um zwei Uhr wachte ich auf. Angst packte mich. Ich horchte, ob nirgends eine Uhr schlüge. Nichts. Der Tag schien schon zu grauen. Ich sprang aus dem Bett und begann umherzurennen und riß das Fenster auf, um besser zu hören. Nichts. Ich fing wieder zu fluchen an. Drüben regte sich was. Ich polterte lauter. Darf ich nicht schlafen, so sollen diese alten Stangen auch nicht schlafen, dachte ich wütend.

Und richtig. Schon pochte es wieder an die Tür und wimmerte: „Herr Graf, es ist erst zwei Uhr."

„Ach, hol' alles der Teufel," gab ich den Jungfern mit ins Bett und setzte mich zerstört an den Tisch, um zu warten bis der Morgen käme. Etliche Wimmerlaute kamen noch, Seufzer hörte ich, dann war's wieder still.

Langsam, unsäglich langsam flossen die Stunden dahin. Ich fror, aber zum Schlafen war's auch schon zu spät. Als es vier Uhr schlug, machte ich mich auf den Weg. Es war eine weite Strecke durch den Park zu gehen, und da konnte man sich

Digitized by Google

leicht verfehln, und ich wollte möglichst pünktlich sein am ersten Tag. Kalt hing die Luft. Die Bäume griffen geisterhaft in den Mond. Hart klangen meine Schritte.

Ich traf richtig ein. Als ich den Park hinter mir hatte, schlug es Dreiviertel. Es war noch immer dunkel. Der ungeheure Koloß der surrenden Mühle ragte massig auf. Das Licht der vielen Fenster fiel auf den öligen Fluß und warf schimmernde Reflexe...

Als ich durch das Tor schritt, begegneten mir Arbeiter. Wieder trafen mich merkwürdig staunende Blicke. Ich folgte ihnen. Wir gingen in einen Schuppen. Dort kleidete man sich um. Dann ging's in die Mühle. Der Obermüller stand schon da und sah auf die Uhr. Kaum schlug es sechs Uhr, begann er zu rennen. Die Arbeiter fuhren mit dem Aufzug in die verschiedenen Stockwerke. Ich mußte beim Alten bleiben. Er brüllte mich an, als ich so dastand und nicht wußte, was jetzt zu geschehen hatte, und drückte mir einen Besen in die Hand. Ich kehrte mechanisch auf, obwohl nichts aufzukehren war. Dann schrie plötzlich der Obermüller und winkte mir.

„Stell' dich daher, da kommen jetzt Säcke herunter. Fange sie auf und trag' sie weg ... da hinten hin ... und aufeinanderschichten!" befahl er mir. Ich mußte nun an die Mündung einer durch die Decke herunterlaufenden Holzrinne und hatte die Säcke, die bis vom vierten Stock herunterrutschten, aufzufangen. Kaum hatte ich mich's richtig versehen, da sauste schon ein Sack daher. Und — plumps, da lag ich hingeschlagen und das Mehl aus dem geplatzten Sack spritzte. Ich hatte weder Übung noch Kraft genug, um so etwas schon zu leisten. Der Obermüller stand da. Ich sah ihn fauchen und fluchen, dann an der Rinne stehen, die Mehlsäcke aufhalten und sie wegschwingen. Dienstbeflissen, wie ich war, wollte ich sofort den Besen nehmen und das Mehl aus dem zersprungenen Sack aufkehren. Da, plötzlich, drehte sich der Alte um und rannte auf mich zu: „Daher! Das tut man nachher!"

Und nun erst zeigte er mir das Auffangen. Das ging den ganzen Vormittag. Die Ballen meiner Hände waren um

Digitized by Google

Mittag wund gerieben und brannten entsetzlich. Ich zeigte sie dem Obermüller. Er lächelte und sagte: „Das vergeht schon mit der Zeit. Das haben wir alle gehabt."

Nachmittag mußte ich mit noch etlichen Arbeitern vom Aufzug weg Säcke tragen. Es wurde verladen. Anfangs brach ich zusammen. Als mich alle auslachten, kam mir die Wut. Dann ging es. Ich schleppte atemlos. Abends war mein Rücken wund und als ich mich auszog, klebte das Hemd an der offenen Haut. Ich weinte in mich und verfluchte meinen Bruder und die ganze Welt. Aber es hieß einfach aushalten. Und so ging es jeden Tag. Die beste Arbeit, das Säckezubinden, verschafften sich die älteren Arbeiter, und ich hätte auch nichts zu sagen gewagt. Mit der Zeit gewöhnte ich mich etwas an die schwere Arbeit. Mochte auch alle Tage mein Hemd am blutigen Rücken kleben, einmal, so dachte ich, wird die Haut schon dick und widerstandsfähig. Hol' alles der Teufel!

Ich wusch jeden Abend meinen Rücken mit kaltem Wasser, rieb mich mit Borsalbe ein. Einer war in der Mühle, der mir sagte, als ich ihm im Keller meine Schmerzen klagte: „Das ist erst recht schlecht. Da wird die Haut nicht hart. Anfangs tut das immer so weh."

Ich ließ es verzweifelt sein, biß die Zähne aufeinander und schleppte, schleppte. Es mußte eben gehen. Was sollte ich denn anfangen. Ich hatte kein Geld mehr, mußte schon am dritten Tag um Vorschuß bitten. Der Schreiber sah mich verächtlich an, gab mir zehn Mark.

Ich wollte Eugen einen furchtbaren Brief schreiben, aber es ging nicht. Er wäre vielleicht Max in die Hände gekommen. Der wäre hereingefahren und hätte mich verprügelt. Ich unterließ es. Schuftete weiter. Jeden Abend war ich wie tot. Die Glieder waren wie zerschlagen, die Füße hoben sich mühsam, der Rücken schmerzte und das Hirn war leer.

Allmählich wurde ich mit den Arbeitern etwas bekannter. Ich machte Dummheiten, sie lachten. Es gab andere Arbeiten, auch sogenannte „Druckposten" darunter, wie zum Beispiel das Aufkehren des Kellers oder Langes-auf-dem-Abortsitzen.

Digitized by Google

Ich kam bald hinter diese Schliche. Manchmal, wenn wir im Keller zu viert oder fünft Säcke aufeinanderstellten, kamen wir auch ins Gespräch. Allerhand Klagen wurden laut. Es wurde gemurrt.

„Das wird immer so sein, wenn die Arbeiter sich nicht rühren", sagte ich.

„Ja, rühren," warfen die anderen ein, „was soll man denn machen."

„Kurzen Prozeß", sagte ich frech.

„Kurzen Prozeß, wieso?" fragten etliche und sahen mich an.

„Einfach den Obermüller und den Direktor niederschlagen und die Mühle selber in die Hand nehmen", setzte ich ihnen auseinander.

Sie lachten, sagten: „Du bist ein ganz Wilder."

Ich sagte: „Solange die Arbeiter nicht anfangen mit der Revolte, solange wird es nichts."

Wieder lachten alle, aber einige blickten mich scheel an. Ich scherte mich nicht darum. Lieber hungern und betteln, als noch weiter so schuften, dachte ich.

Aber das war mir nur schädlich. Der Obermüller wurde von der Zeit an grob zu mir. Es mußte es ihm einer hinterbracht haben, daß ich so schimpfte.

Arbeit gab's immer noch mehr. Vollkommen apathisch stürzte ich mich hinein, ging abends heim und rechnete, wie ich am schnellsten Geld zusammenbringen könnte. Nichts gönnte ich mir. Nur Geld wollte ich, um den ganzen Krempel hinwerfen zu können. Das war mein einziger Gedanke. Was weiter kommen sollte, kümmerte mich nicht.

Schrimpf kam öfters, wenn ich wie totgehetzt in meinem Zimmer kauerte, und sagte: „Das ist ein Mist, was du da tust. Da mußt du heraus. Du gehst kaputt dabei!" Ich war ganz blöde und nickte nur immer. Weil ich keine unnütze Ausgabe machen wollte, kaufte ich mir auch keinen Wecker und schlief oft nur etliche Stunden sehr unruhig, stand auf, kochte mir Tee und machte mich auf den Weg zur Mühle. Eugen ließ sich nicht mehr sehen. Von daheim kamen etliche Eßpakete. Kein Brief lag bei. —

Digitized by Google

Woche um Woche verging. Überreizt, böse auf alles, lebte ich in vollkommener Abgeschlossenheit. Alles brachte mich in Erregung. Der kleine Hund meiner Logisjungfrauen bellte jedesmal, wenn ich zur Türe hereinkam, die drei Winslerinnen standen in Parade da und lächelten kriecherisch-freundlich, sagten: „Herr Graf, brauchen Sie Milch? Sollen wir am Ende heizen oder legen Sie sich gleich zu Bett?"

Oder sie jammerten, daß ich so schlecht aussähe, so abgehetzt und ruhelos dreinblicke. Was ging das die, ausgerechnet diese drei alten Jungfern an!

Und immer, wenn sie so dastanden, krächzte das Hündchen aus irgendeinem Rock. Ich hätte sie alle anspucken können, so haßte ich all das. Die ganze Welt war mir zuwider. Ich war müde, unsäglich müde. Was ging mich das Gejammer an? Und den Hund, den hatte ich schon richtig „auf dem Strich". Der sollte bei nächster Gelegenheit das Maul gestopft bekommen.

Eines Sonntags nachmittags, als denn auch die drei alten Jungfern in die Vesper zur Kirche gingen, packte ich das Vieh in mein Handtuch und schmiß es ins Klosett. Furchtbar kreischte es, schnellte heraus und verschmierte den ganzen Gang. Aber von da ab verschwand es jedes Mal, wenn ich kam und verkroch sich furchtsam in irgendeinem Winkel.

Die Drei sagten nichts, sie zitterten nur.

Ach, wenn nur gleich die ganze verfluchte Welt zur Hölle sauste! Todverdrossen surrte immer dieser eine Gedanke durch mein Hirn.

In einer solchen Verfassung traf mich eines Sonntags Schrimpf.

„Los," sagte er, „wir fahren nach Italien, mach' dich dich bereit."

Ich blickte auf zu ihm.

„Hast du Geld," sagte ich.

„Für die Reise bis nach Locarno reicht es schon", war die Antwort.

Ich stellte mir immer vor, für solche Reisen müsse man Hunderte haben.

Digitized by Google

Er fragte: „Wieviel Geld hast du?"

Ich sagte: „Grade meinen letzten Wochenlohn und da soll ich heute noch meine drei Hausweiber bezahlen!"

„Quatsch!" sagte er und machte eine resolute Bewegung mit dem Arm, „wir brennen einfach durch!"

Wir warteten nun, bis die Jungfern zur Nachmittagsvesper weggingen, und warfen alles in meinen Koffer. Schrimpf sprang auf den Deckel und stemmte zu. Ich sperrte ab. Dann packten wir das Nötigste in eine Pappschachtel und zogen ab.

„Ich will noch schauen, daß wir von daheim etwas zu essen erschnappen," sagte ich zu Schrimpf in der Straßenbahn.

Der sah mich groß an: „Was? Jetzt noch?" und empörte sich darüber maßlos.

„Ich telephoniere einfach auf gut Glück zu Hause an, lasse Anna ans Telephon kommen und sage ihr, sie sollte mir heimlich ein Eßpaket entgegenbringen. Das geht jetzt am besten, Max ist nicht da und alles klappt, paß auf," beschwichtigte ich ihn beruhigend und setzte hinzu, „abends bin ich wieder da. Dann haben wir wenigstens was auf der Reise."

Er schlug die Hände über den Kopf zusammen: „Bist du ein Trottel!"

Aber ich ließ mich nicht abhalten, führte meinen Plan aus und alles gelang auf's beste. Abends kam ich im Café mit zwei riesigen Eßpaketen an. Wir nahmen noch von ein paar Bekannten Abschied und fuhren zum Bahnhof.

Um zehn Uhr dreißig trug uns der Zug in die Nacht.

Schrimpf beschrieb mir die Schweiz märchenhaft.

„Da gibt es keinen Schutzmann, alles ist loyal und demokratisch", erzählte er. Allmählich schliefen wir ein. In Bregenz weckten uns schon schweizerische Zollbeamte. In der hellen Frühe kamen wir in Zürich an, hatten etliche Stunden Aufenthalt und sahen uns ein wenig in der Stadt um.

Gegen vier Uhr fuhren wir nach Locarno weiter.

Nie im Leben war ich soweit gereist und stritt plötzlich mit meinem Begleiter wie irrsinnig über die Richtung.

Digitized by Google

„Wir fahren verkehrt! Wir fahren verkehrt, sag ich!" schrie und polterte ich auf ihn ein. Erst als wir in Locarno einfuhren, beruhigte ich mich wieder.

„Das ist so was, mit dir reisen," atmete Schrimpf wie erlöst.

Wir stiegen aus, nahmen für unser letztes Geld Nachtquartier im Hotel Alpino. Am andern Tag wollten wir Gesinnungsgenossen in der kommunistischen Siedlung in Brione aufsuchen, um dort eine bleibende Unterkunft zu finden.

Erste Freiheit

Der Himmel war tiefblau und hing ungeheuer nahe, als wir aufwachten. Seltsam still lag der Hof des Hotels, der eher an ein Kloster als an eine Gaststätte mit Fremdenbeherbergung erinnerte. In der Mitte bäumte sich ein zerfallener Springbrunnen, der sanft plätscherte. Die Mauern entlang rankten wilde Reben. Rund um die Stockwerke zogen sich Freigänge, die durch ausgetretene Steintreppen verbunden waren. Man mußte also erst in den Hof und gelangte dann ins Hotel. —

Wir aßen das Übriggebliebene von unserer Reiseköst, gingen hinunter zum Hausdiener, stellten unser Gepäck ein, bezahlten und begaben uns auf die Straßen. „Jetzt haben wir genau noch vier Franken", sagte Schrimpf. Das störte nicht. Eine unbeschreibliche Friedlichkeit war in uns.

Das Leben trug eine reichfarbige, anheimelnde Umkleidung. Schöne, braune Italienermädchen huschten vorüber, die plumpe Trambahn surrte gemächlich durch die engen Straßen, vulgäre Männer lehnten breit an den Ecken. Kaufläden machten bunte, offene, selige Gesichter und über das ganze schüttete die Sonne ihren hohen, milden Glanz. —

Schlendernd gingen wir tiefer in die Stadt, setzten uns auf eine Anlagenbank der Piazza grande und döste. Ein schäbig aussehender Mann kam an uns heran, sagte etwas wie: „Papiero, Caetonagia?" Wir dachten an einen Walzbruder, der sich uns anschließen wollte, und sofort redete ich ihn in

Digitized by Google

einem Kauderwelsch von Münchner Deutsch und italienischen Brocken an: „Auch Lazzarone? Wir niente! Wir bleiben da und gehen nachher nach Brione hinauf zu Bekannten."

Erst jetzt zog der Mann seine Kriminalistenkarte heraus, sagte: „Polizia" und gab uns durch Gesten zu verstehen, daß wir ihm zu folgen hätten.

Wir verstanden endlich und folgten.

„Ah," sagte ich boshaft lächelnd zu meinem Begleiter, „so ist's also in der freien Schweiz, aha!"

Mechanisch tappten wir weiter. Die Sonne schien, der Himmel über uns war blau und klar. Alles war bunt, warm, selig, schön und neu. —

Auf der Polizei mußten wir vor allem unseren Geldbestand vorzeigen. Merkwürdigerweise fragte kein Mensch hier nach Ausweisen. In der Eile der Flucht hatten wir uns darum nicht gekümmert. Ich hatte nur einen sehr oft gestempelten Frachtbrief, einen Heimatschein für Bayern und eine Entlassungsbestätigung meines Bruders Maurus aus dem Krankenhaus Karlsruhe.

Die Leute konnten fast durchwegs nur etliche Worte deutsch. Ein dicker, kleiner Mann auf einem Drehstuhl blätterte ein Lexikon auf, suchte und suchte, und sagte endlich, laut lesend: „Un — gefähr?"

Wir sagten die Wohnungen unserer Kameraden und „Nicht Lazzarone" und wurden wieder entlassen.

Als wir die Anhöhe von Minusio nach Brione hinanstiegen, kam uns ein weitausgreifender, zigeunerhaft aussehender Mann entgegen.

„Das ist Theo!" sagte Schrimpf und schrie auf einmal diesen Namen laut auf. Der Fremde lachte strahlend und kam uns mit offenen Armen entgegen. Es war tatsächlich Theo. Er flüchtete seinerzeit, als man ihn zum Militärdienst einziehen wollte, aus München und führte seitdem hier ein Naturleben, das anarchistischen Grundsätzen näher kam. — Außer ihm waren noch drei Kameraden da. Wir freuten uns und erzählten in der Eile unsere Erlebnisse. Langsam stiegen wir höher und höher. Die flachen Hausdächer von Lo-

Digitized by Google

carno und Minusio sanken mehr und mehr in die Baumkronen hinab. Der See dehnte sich breit und überstrahlt aus. Ein Dampfboot walkte gemächlich durch die Flut. Fern durch die gläserne Luft stachen die glatten, viereckigen Häuser von Dörfern des anderen Ufers und die weichgeschwungenen Lenden italienischer Vorberge wogten friedlich in den Himmel...

Theo führte uns in seine Behausung und holte die Kameraden. Grete, Theos Freundin, gab uns zu essen. Es wurde beschlossen, zur Christlichen Kolonie „Liebe" zu gehen, deren Inhaber Theo bekannt war und uns dort unterzubringen. Das war ein modern gebautes Haus mit Weinhängen und viel Gemüsebeeten. Eine fromme Gemeinschaft hauste hier nach christlichen Grundsätzen. Der Älteste empfing uns sanft und stellte uns für zehn Franken ein Zimmer zur Verfügung. Wir brachten unser Gepäck, richteten uns ein. Mittlerweile war es Abend geworden.

Todmüde und befreit legten wir uns auf die Matratzen. Als wir kurze Zeit so lagen, hörten wir auf einmal ein geschäftiges Wispern an der Bretterwand. Wir lauschten aufmerksamer, sahen uns im Zimmer um, das eigentlich nur ein Verschlag war. An der Bretterwand, die uns vom anderen Raum trennte, fing es plötzlich zu kratzen an, fast als wolle sich eine Katze festkrallen. Uns wurde merkwürdig zu Mute. Der volle Mond erleuchtete das Zimmer. Wir sahen oben durch die Wand ein Loch, das wahrscheinlich dazu diente, ein Kaminrohr durchzustecken. Es war mit einem Weißblechrand eingefaßt. Ich stieß Schrimpf, raunte ihm leise zu: „Hörst du?"

Er nickte. Wir lauschten, richteten aus irgendeinem Grunde unsere Blicke immer aufmerksamer auf das Kaminloch, denn da herüber kam das Gelispel und Gekratze. Da plötzlich tauchte ein Gesicht im Loch auf. Deutlich sahen wirs. Dann wieder eins, verschwand. Wieder wurde gelispelt und wieder kam ein Gesicht zum Vorschein. Wir blieben ruhig, aber etwas kampfbereit liegen. Unwillkürlich dachte ich an die unheimliche Erzählung vom Wirtshaus im Spessart und an dergleichen

Digitized by Google

Dinge. Und da mir so was Grauenhaftes immer sehr große Anregungen gab, so konstruierte ich natürlich allerhand für mich zusammen.

Was hatten diese Kerle da drüben für ein Interesse, uns nächtens so aufmerksam zu bewachen, warum lispelten sie? Das waren sicherlich heimliche Verbrecher, die mit uns allerhand im Sinne hatten, oder — was näher lag, da uns unsere Kameraden von Spiritisten erzählt hatten — sie suchten Geister in uns. Wir waren sehr müde und bekamen allmählich eine furchtbare Wut über diese Schufte, die uns nicht schlafen ließen. Ich stieß Schrimpf wieder und sagte: „Komm, wir wollen aufstehen und allerhand mysteriöse Gesten machen?"

Wir erhoben uns und fingen nun einen Heidenlärm an, sagten mystische Gedichte her, schwärmten den Mond an, knieten wie Muselmänner nieder und geisterten umher wie Gespenster. Zuletzt zogen wir uns nackt aus und machten Beschwörungstänze, ohne darauf zu achten, was im Loch geschah, ob die Herren noch herüberglotzten oder lispelten. Und richtig — das Geflüster nahm ab. Es wurde ruhig. Lachend stiegen wir auf unsere Matratzen. Aha, dachten wir uns, wußten aber eigentlich gar nicht warum.

Wir schliefen endlich ein. Andern Tags erzählten wir unser Erlebnis unseren Kameraden.

Die sagten nur, es wären eben eigenartige, ein bischen konfuse Leute diese Kolonisten und wußten auch nichts Besonderes, erzählten uns nur, daß sie manchmal spiritistische Sitzungen hätten und einer Sekte angehörten. Wir stiegen auf einen Berg und schnitten uns dicke Prügel, nahmen dieselben mit ins Bett und lauerten wieder. Und das Geflüster und Herumglotzen durch das Loch ging von vorne an. Wir hörten endlich nichts mehr. Auf einmal packten wir zugleich unsere Prügel und warfen sie mit aller Gewalt an die Wand, verhielten uns ganz ruhig, markierten das Schnarchen und schnarchten weiter, als ob wir in tiefem Schlaf lägen.

Plumps tats. Und wieder tauchten die Gesichter im Loch auf, entsetzt bewegten sich die Augen. Wir verbissen das

Digitized by Google

Lachen. Ein aufgeregtes Geflüster zirpte drüben, dann ging eine Tür und bei uns klopfte es.

Wie aus tiefem Schlaf aufschreckend, riefen wir: „Ja... was ist denn?" „Es ist was passiert!" winselte er.

Wir krochen aus den Betten, packten schleunigst unsere Prügel und steckten sie unter die Decken und öffneten dann. Da standen die drei in langen Hemden und schlotterten ängstlich. Einer leuchtete im Gang umher. Sie wollten zu suchen anfangen. Wir sagten mürrisch, sie sollten uns mit solchen Späßen doch in Ruhe lassen und schlugen empört die Tür zu, krochen brummend ins Bett. Heimlich schüttelten wir uns vor Gelächter. Lang hörten wir die drei noch umhergespenstern, dann legten sie sich endlich wieder schlafen. Von da ab war das Gelispel und Geglotze durchs Kaminloch aus. Manchmal kam's noch vor, aber wir gewöhnten uns schließlich auch dran.

Wir sahen nun alle Abend einen anderen Geist und versetzten die Leute in Aufregung. Eine weiße Katze ging um. Ein Geist ging nächtlicher Weile durch die Weinhänge.

Aber nicht das Aufgeregtmachen allein war im Grunde unsere Absicht. Wir hatten kein Geld und wußten nicht, wie wir das Logis begleichen sollten. Jedes Mal, wenn der älteste Kolonist an uns herantrat, zitterten wir heimlich. Wir lasen es in seinen Augen und fingen sofort die unheimlichsten Geschichten zu erzählen an, daß der gute Mann kopfschüttelnd abzog.

Also arbeiten! Ich dachte an die Mühle. —

Der Zirkel unserer Kameraden bestand außer uns noch aus sechs Leuten: Gobmaier mit Frau und Kind, ein Tapezierer, Jenke, der Dekorationsmaler aus Sachsen, Guiseppe, ein Schlosser aus München und endlich Theo mit seiner Grete. Jeder hatte sich eine Behausung zurechtgemacht und arbeitete nur zeitweilig, um die Mußestunden seiner freien Entwicklung widmen zu können. Es waren alles irgendwie Menschen mit leisem, künstlerischem Einschlag. Das Innere war das Wesentliche und die Aufgabe des echten Anarchisten hieß:

Digitized by Google

Sein Äußeres nach dem Gesetz des innersten Dranges zu formen, in größter Freiheit, uneingeschränkt. —

Theo war die leitende Intelligenz. Es wurde viel diskutiert. Pläne entworfen für eine spätere anarchistische Siedlung in Brasilien. —

Gobmaier schrieb in seinen Feierstunden naïve Verse auf den Lago Maggiore, Freiheitsgedichte und Gedanken. Jenke war radikaler Vegetarier, ergab sich mehr der Natur, malte kleine Bildchen und rechtfertigte in Tagebuchnotizen den Vegetarismus. Er war sehr sanft und verbrachte viel Zeit, seine Verdauungstheorie einzuhalten und sie anderen plausibel zu machen. Darin war er fanatisch. Wenn wir zu ihm kamen, las er uns Stellen aus Nietzsche vor oder aus Forel. Aber alles lief dabei auf den Vegetarismus hinaus. Als ich einmal sehr pathetisch das Nachtlied Zarathustras vorlas, sagte er ganz verzückt: „Der Mann war bestimmt Vegetarier!" —

„Sehr nett", sagte ich einmal, als er mir seine Bildchen zeigte. Darob wurde er böse, nahm mich und führte mich vor seine Tür, fing an, mir die Natur zu erklären. Dabei hob er seine Hände wie Scheuklappen vor die Augen und sagte, in die Landschaft blickend: „Ich säh äb'n hier blau, nicht wohr — und mal es äb'n so hin. Das is für mich Kunst. Ganz so wie äb'n die Natur äs gibt."

Ich nickte immerzu. Wieder ins Haus tretend, sagte er: „Nur e bißl e G'schick muß äb'n überall dabei sein." —

Guiseppe, der Schlosser, war immer fröhlich, sprach wenig, und arbeitete ständig an etwas Nützlichem.

Das ganze Kameradschaftsverhältnis war lose. Jeder lebte für sich. Nur die Überzeugung schloß zusammen. In Ländern mit Regierungen, in Städten, und in dieser Zivilisation war kein Platz für einen Anarchisten. Darum hieß es irgendwo von vorne anfangen. Irgendwo auf der Welt, wo vollkommene Freiheit solches Leben ermöglichte, solche Gemeinschaften schaffen konnte. Deshalb wurde der Plan, nach Brasilien auszuwandern, mit jedem Tag brennender. Man kam jeden Abend zusammen, las Kropotkin, Landauer, Proudhon und diskutierte. Den Tag über arbeitete man irgendwo. —

Digitized by Google

Wir hatten kein Geld. Der Logiswirt drängte. Ich verfluchte die ganze Schweiz. In Ascona gab es Arbeit bei Gräser. Aber der bezahlte nichts. Er gab nur Essen und Unterkunft, verweigerte jede Einmischung von „Kultur". Siedlungen dieser Art gab es genug. Es lebten Deserteure da, russische Revolutionäre, Bohememenschen und Sektierer, Theosophen, Vegetarianer und Maler aus allen Himmelsrichtungen, Freiluftkuranhänger und endlich langhaarige Naturmenschen, die nur mit einem Hemd bekleidet herumliefen. Die Vollblutpflanzenfresser hatten auf Verita eine große Siedlung, genannt die „Heidelbeere". Dort wurde Nacktkultur verkündet, neues Menschentum und freie Liebe betrieben. An allen Bäumen klebten Propagandazettel in Versform, die zum Eintritt aufforderten, aber wehe wer nach Seife roch, solche mitbrachte oder gar rauchte... — Was tun? Wir hatten kein Geld. —

Etliche Tage arbeiteten wir bei Gräser. Dann gab es in Locarno beim Malermeister Schmidt Anstreicherarbeit. Anna sandte Geld. Es ging also wieder.

„Hol' der Teufel dieses Leben," brummte ich in der Diskussion, „es ist genau, wie wo anders."

Schrimpf zog aus, baute sich in einer Mühle ein paar Zimmer aus, pflanzte sich Gemüse und fand endlich als Konditor Arbeit in Locarno. Ich haßte meine Umgebung auf einmal; nannte Jenke einen „Grasfresser und Verdauungsrevolutionär" und schloß mich ab. Dieses geruhsame Leben und Diskutieren gefiel mir nicht. Ich kaufte mir Nahrungsmittelvorrat für meine letzten Franken und ließ mich nicht mehr sehen, lag den ganzen Tag auf meiner Matratze, las oder schrieb. Manchmal durchstrolchte ich allein die Gegend.

Als ich eines Tages in Ascona in den Autobus, der nach Locarno fuhr, einstieg, saß neben mir ein Herr, der mir sehr bekannt vorkam. Zu seinem Geburtstag hatte kürzlich der Leipziger „Anarchist" sein Bild gebracht.

Ein französisch sprechender Begleiter unterhielt sich mit ihm. Ich konnte also in aller Ruhe mein Objekt be-

Digitized by Google

sehen. Klein war der Mann, trug einen langen, gepflegten Graubart, der die halbe Brust verdeckte. Seine Augen girrten unruhig hinter den Gläsern, das ganze Gesicht war gedrungen, scharf traten die Backenknochen heraus. Nur die Stirn lief ebenmäßig in den Schatten des Hutes.

Die beiden stiegen vor Locarno aus. Ich folgte ihnen. Immer näher kam ich ihnen. Der kleine Graubart wurde nervös. Ich trat ganz an ihn heran, klopfte ihm von hinten auf die Schulter, daß er sich erschreckt umdrehte und mich etwas verwirrt ansah.

„Verzeihung, habe ich vielleicht mit dem Fürsten Peter Kropotkin die Ehre?" sagte ich etwas unbeholfen und lachte ein wenig. Der Mann nickte freundlich und musterte mich flüchtig. Ich trug zu damaliger Zeit nur Hose und Hemd, lief ständig barfuß und hatte lange, wallende Haare.

„Verzeihung," sagte ich schon wieder etwas hastig, „mein Name ist Graf. Ich bin Sozialist und habe ihre Photographie im Leipziger „Anarchist" gesehen. „Ein junger Genosse", sagte jetzt Kropotkin zu seinem Begleiter und stellte mich vor.

Wir kamen langsam ins Gespräch. Ich lobte Kropotkins Bücher und erzählte von der Bewegung in Deutschland. Interessiert hörten die beiden zu.

„Schreiben Sie auch für sozialistische Blätter?" fragte der Fürst, als ich flüchtig etwas von Schriftstellerei erwähnte und sah mich an.

„Nein, nur für Witzblätter", antwortete ich. Wieder maßen mich die beiden und lächelten ein wenig.

Man wußte auf einmal nicht mehr, was man reden sollte. Mir wurde unbehaglich. Ich sprach noch etwas von meinen deutschen Genossen in Brione und verabschiedete mich an der Straßenbiegung.

„Hoffentlich sehen wir uns jetzt öfter wieder", sagte ich beim Händedruck und rannte eilig weg. Mit heißem Kopf und atemlos kam ich in Brione an und erzählte meinen Kameraden mein Erlebnis. Alle waren hingerissen. Sofort

Digitized by Google

wollte man eine feierliche Huldigung veranstalten und den Fürsten aufsuchen. „Das ist deutscher Veteranenverein zu Bismarcks Todestag", sagte ich und erhob Einspruch. Das traf.

Ein Streit entstand. Man fühlte sich irgendwie verletzt und suchte sich verbissen zu rechtfertigen.

„Es ist ganz etwas anderes um die Respektierung einer geistigen Leistung, die der ganzen späteren Menschheit einmal von großem Nutzen sein kann, als um den anerzogenen Fürstenkult, der niemanden dient und nur die Masse verdummt", nahm Theo immer wieder das Wort und fuhr unentwegt fort: „Wenn es uns drängt, Kropotkin sichtbar zu ehren, so entspringt dieses Vorgehen unsererseits — ich möchte fast sagen — spontan aus unserem gesunden Menschenverstand."

„Spontan handelt der deutsche Veteranenverein auch", sagte ich boshaft.

„Sophist", schrie Theo, und böse Blicke trafen mich.

„Früher hat man seinen Kaiser oder sonst so ein Tier gehabt, jetzt habt ihr euch einen anderen Gott gebaut," sagte ich aufstehend und fügte lächelnd hinzu, „es ist eben immer das Gleiche, der Mensch braucht seine Autorität, sonst kommt er um."

Innerlich halb getrennt gingen wir auseinander.

Es ist ein seltsam Ding um einen deutschen Revolutionär, dachte ich, durchs Dunkel schreitend, er ist wie der ewig zerklüftete Zwanzigjährige mit den unverdaulichen Idolen, der leibhaftige Don Quichotte mit dem ewigen Drang, ein Nazarener zu sein.

Schwerer Duft hing in der Nacht. Mond durchwuchtete wanderndes Gewölk. In der Tiefe lag das lichtgespickte Locarno und griff in den bleichen Lago. Der dehnte sich friedlich wie eine bläulich-silberne Matte aus und der Himmel stand hoch und unendlich weit.

Kurz vor dem Einschlafen richtete ich mich plötzlich auf und sagte ganz laut vor mich hin: „Es ist ja Unsinn. Ich muß weg! Das ist ja alles Schleim!"

Digitized by Google

Es ist nichts ohne Schlacken. Hol' der Teufel die italienische Schweiz! Es gab zu viel Eidechsen da. Diese gruseligen Tiere fürchte ich seit meiner frühesten Jugend. Meilenweit könnte ich laufen, wenn sich plötzlich ein solches Reptil in meiner Nähe bemerkbar macht. Alles, nur dies nicht! Und hier waren die ganzen Felsen gespickt voll, daß sich alles nur so bewegte wie ein einziger, hängender Schwarm.

Und wenn es regnete, gab es Unmassen Feuersalamander. Standen unbeweglich da und glotzten mich eiskalt an.

Ich wagte kaum mehr allein zu gehen, blieb immer auf der Straße und zuletzt blieb ich trotz des schönen Wetters bis tief in den Nachmittag im Bett und las; abends rannte ich nach Locarno hinunter und holte Schrimpf von der Arbeit ab. Meine Schulden stiegen von Tag zu Tag. Der Kolonistenherr stand jedesmal, wenn ich wegging am Gartentor und winselte mich an: „Herr Graf, wie steht's mit dem Bezahlen?" Ich vertröstete ihn und bat um die Rechnung, da ich dieselbe heimschicken müßte. Es kam nie Geld. Als alles nichts mehr half, gab ich ihm die Adresse meiner Angehörigen und sagte, er sollte selbst dorthin schreiben. Es kam nichts. Immer peinlicher, immer brenzlicher wurde die Situation. Ich schrieb an Anna. Ein Brief kam, daß zwanzig Mark an mich abgegangen seien nach Locarno, post restante. Jeden Tag zeigte ich meinem Hausherrn den Brief. Jeden Abend ging ich in Locarno auf die Post. Nichts kam an. Immer nahm der Postbeamte einen Bündel Postanweisungen, blätterte phlegmatisch durch und sagte sein teilnahmsloses „Niente". Ich wurde wütend, schlug Krach, hieß die ganzen Postleute Diebe, Idioten und wurde festgenommen. Nach dreistündiger Haft in einem kahlen Zimmer, kam ein deutsches Postfräulein und fragte mich aus. Ich erzählte ihr mein Unglück und zeigte ihr den Brief Annas.

Sie machte ein ratloses Gesicht. Plötzlich schien ihr ein Licht aufzugehen. „Das Geld kann am Ende irrtümlicher-

Digitized by Google

weise nach Lugano geschickt worden sein", sagte sie und sah mich an!"

Ich polterte: „Was geht das mich an!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf, ich werde sofort dort anfragen lassen", sagte sie höflich. Sie lächelte sogar über mein finsteres Gesicht. Ich wurde rot und verlegen, aber plötzlich, um meine Unsicherheit zu verbergen, geriet ich wieder in Wut und brummte: „Ja, warum hat man denn das nicht schon lang getan, ich bin doch schon genug aufgefallen?"

Das Fräulein lächelte wieder: „Aufgefallen sind Sie gewiß."

„Ich möchte das Beschwerdebuch", fiel ich ihr ins Wort. Ganz unvermittelt kam mir in den Sinn, daß mein Vater einmal erzählt hatte, daß man sich bei jeder deutschen Post im Beschwerdebuch beklagen könne. Das sei ein Buch, das an jedem Jahresabschluß der Regierung vorgelegt werden müsse. Wartet, dachte ich mir, als mir dies jetzt recht bewußt wurde, ich werde euch die Suppe schon richtig versalzen. Ich freute mich über diese plötzliche Waffe und formulierte im Hirn schon meine Beschwerde. Aber das Fräulein lächelte nur. Sie erhob sich und gab mir einen Schein, auf dem ich meine genaue Adresse schreiben mußte.

„So," sagte sie dann, „ich lasse sofort nachfragen. In etlichen Tagen bekommen Sie Ihr Geld zugestellt."

Dann verließ sie mich. Ein Polizist kam und ließ mich hinaus. Ich ging durch dunkelnde Korridore und kam auf die nachtenden Straßen. Als ich nach Brione kam, ging ich zu Schrimpf und schimpfte ihn furchtbar wegen seiner Aufschneidereien über die freie Schweiz.

„Das wär' mir noch das richtige Volk, diese Schweizer! Lauter Postdiebe und Spitzel sind da, Vegetarianer und Verrückte! Alte Jungfern und ethistische Professoren!" Gott sei Dank, war es schon spät nachts, als ich heimkam, und meine Hausleute schliefen bereits.

Am andern Tag klopfte es sehr früh. Ich sprang aus dem Bett und freute mich schon. Ah, dachte ich, das Beschwerdebuch hat eben doch gewirkt!

Digitized by Google

Da stand ein Briefbote und übergab mir eine Zustellung von der Polizei. Ich müsse mich um 11 Uhr melden, hieß es. „Spitzel! Spitzel hinten und vorn!" knirschte ich und verwünschte Schrimpf und die ganze Schweiz. Ich kleidete mich an, kochte mir Tee und ging nach Locarno hinunter. Am Gartentor stand schon wieder der Vermieter und winselte seine ewige Bitte.

„Ich muß jetzt auf die Polizei", brüllte ich ihn an, daß er direkt zurückschreckte.

Auf der Polizei wurde mir ein langer Brief, den mein Bruder Max an das hohe Amt geschrieben hatte, gezeigt, in dem behauptet wurde, daß ich unter die Anarchisten geraten sei und daß meine Mutter sich die Augen ausweine. Meine sofortige Ausweisung wurde verlangt. Der Beamte konnte nur gebrochen deutsch. Er saß vollkommen unbeteiligt auf seinem Drehstuhl, schob mir den Brief hin und beschäftigte sich mit dem Aufblättern eines dicken Buches. Wahrscheinlich wird man meine Ausweise verlangen, war mein erster Gedanke. Aber der Herr auf dem Drehstuhl kümmerte sich nicht um mich, trotzdem ich des öfteren sagte: „Das ist nur Demmziation!"

Dann kam ein anderer Herr, sah mich ruhig an und fragte, ob ich arbeite. Ich gab vor, für Zeitungen zu schreiben und freier Schriftsteller zu sein, sagte, daß der Brief nur aus Haß und Rachsucht geschrieben worden sei, und begann sofort als ich sah, daß der Mann mich ruhig reden ließ, meine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Als ich so in der Mitte war, legte man mir wieder ein Papier vor, auf dem etwas stand von Fremdensteuer und bat mich, zu unterschreiben. Ich tat's und konnte bald wieder gehen.

Auf der Straße triumphierte ich über Max' fehlgegangene Aktion. Ich war schon wieder versöhnt mit Polizei und Schweiz, suchte Schrimpf auf und erzählte ihm alles. Dann gingen wir ins alkoholfreie Restaurant am Bahnhof. Wir waren schon öfters dort gewesen und hatten einen radikalen Grütlianer[1] kennen gelernt, der uns seine Theorien auf

[1] Schweizer Radikaler.

Digitized by Google

Schwyzerdeutsch auseinanderzusetzen beliebte. Es war immer das gleiche, wir hörten gar nicht mehr, was er sprach, uns belustigte bloß, wie er erzählte.

Je mehr er in Hitze geriet, desto mehr stachelten wir ihn an. Seine Theorien liefen daraus hinaus, daß der Arbeiter allmählich in den Besitz des Bodens und der Fabriken käme, daß der Komfort immer mehr steige und aller Besitz aufhören müsse. „Ob ich daschteh oder da, dasch isch im kommunistischa Staat alles eins, da gehört jedem alles", eiferte er und machte uns das auf dem Boden vor. Zürich und Bern waren für ihn die fortschrittlichsten Städte. Locarno aber haßte er. Da gab es keine öffentliche Bedürfnisanstalt. Über dieses Manko konnte er sich so aufregen, daß er mit dem Auffahren von Kanonen seitens der Arbeiterschaft drohte. Freidenker schied er streng von Sozialisten. „Ja," sagte er, „die Frydanka . . . die Frydanka, dasch etwasch andres wie die Sozschialischte. Die Frydanka kämpfa nur gega Gott, aber die Schozschialischta, die Schozschialischta, die geha aufs Ganza." usw. Wir verbissen unser Lachen.

Zuletzt standen wir, wenigstens ich, im „Alkoholfreien" hoch in der Schuld. Ich hinterließ meinen Überzieher und holte ihn nie mehr wieder. Der Boden unter meinen Füßen fing an zu brennen. Ich lief alle Tage auf die Post. Das Geld ließ auf sich warten. Nichts half. Ganz niedergeschlagen und empört über diese Langweiligkeit traf ich einmal wieder Kropotkin. Ich erzählte ihm die Sache und zeigte ihm jammernd den Brief Annas. Er wurde verwirrt.

„Ich habe keinen Pfennig mehr. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll", sagte ich. Der gute Mann wurde immer noch verwirrter, fauchte nervös umher. Ich wollte beruhigend sagen: „Ich will nichts von Ihnen und habe es nicht so gemeint." Aber er hatte sich plötzlich umgedreht und war weg. Seitdem traf ich ihn nie wieder. Nur von weitem sah ich ihn noch etliche Male. Endlich kam auch das Geld. Ich zahlte fünf Franken an meinen Hausherrn und kaufte für den Rest Palmin, Makkaroni und Zucker, Brot und etwas Butter, schloß mich sehr ab und lebte damit, so gut es ging.

Digitized by Google

Unsere Brioner Gemeinschaft beschloß, nach Brasilien auszuwandern. Ich war dagegen, hieß das Weltflucht. Erregte Debatten gab es. Ich ließ mich weniger sehen. Es kam vor, daß ich oft drei Tage nicht ausging. Mein Hausherr wartete auf die Restzahlung. Ich wich ihm aus. Meine Vorräte schwanden. Ich aß Sauerrampfer und röstete sie zuletzt sogar, übergab mich aber nach der ersten Kostprobe. Wenn meine Hausleute beim Essen saßen, schlich ich mich heimlich fort, wenn es nicht mehr auszuhalten war in den vier Wänden. Wahllos und gelangweilt durchstreifte ich die Gegend, ging abends nach Locarno und holte Schrimpf ab. Wir diskutierten bis tief in die Nacht, und ich riet ihm ab, mit nach Brasilien zu gehen. Damals zeichnete er nach Michelangelo und zeigte mir seine ersten Versuche. Ich ermunterte ihn, denn die Sachen gefielen mir. Er sollte ein kleines Vermögen bekommen, auf das die Auswanderer warteten. Ich wetterte: „Was tust du in diesem Sumpf da drüben? Bist du zum Holzhacken auf die Welt gekommen? Bist du Landwirt?"

Er nickte, gab zu. Wir gingen wieder zu den Kameraden. Eine gereizte Spannung empfing uns. Schrimpf war immer noch unschlüssig. Ich ärgerte mich.

„Geh' du nur wieder zurück in deinen Stadtsumpf", sagte Theo zu mir. Ich nannte ihn einen Feigling. Es entstand ein erregtes Hin und Her.

Feindselig ging man auseinander.

Drei Tage verrannen, ohne daß ich min Zimmer verließ. Schrimpf kam nicht. Ich schlich mich in die Mühle hinunter. Alles war abgesperrt. Ich ging zu Theo hinaus. Nur Grete war da.

„Wo sind denn die andern?" fragte ich.

„Nach Italien hinein", antwortete Grete kurz. Sie mochte mich auch nicht mehr.

„Verflucht", brummte ich.

„Warum sagt ihr uns nichts, was ihr im Sinne habt?" fragte Grete.

Digitized by Google

Ich sah sie groß an: „Was sollen wir denn im Sinne haben?"

„Allerhand! — Du willst Schrimpf abspenstig machen, damit er mit d geht", war die Antwort.

„Was geht einem Revolutionär Brasilien und der Urwald an", gab ich ihr gereizt zurück.

„Ja, das ist dein altes Schlagwort", fuhr sie mich an.

Ich hörte nicht darauf.

„Wann kommen sie denn wieder?" fragte ich.

„In zirka acht Tagen", antwortete Grete.

„Hol alles der Teufel!" fluchte ich und ging.

Acht Tage vergingen. Theo und Schrimpf kamen zurück. Jetzt mußte sich alles entscheiden. Auf langen Spaziergängen machte ich Schrimpf auf sein malerisches Talent aufmerksam. Wir überlegten hin und her. Die Kameraden waren zu pflanzlich für uns. Und meine Schulden wurden tagtäglich unerträglicher. Es war auch schon wieder langweilig. Man bekam keine Post, am Ende der Welt war man und wußte nichts, was in den Städten vorging. Es war zu still da, zu gemütlich, zu reizlos.

„Wir fahren wieder zurück in unseren Sumpf, diese Naturtrottelei kann mir gestohlen bleiben, das ist was für Verdauungsphilister und Grasfresser", sagte ich.

Schrimpf nickte. Auch er haßte diese Art Gemütlichkeit. Brasilien war nichts. Was sollte man im Urwald jahrelang schuften für nichts und wieder nichts. Zuletzt kommt doch der Staat und verlangt Steuern, und alles läuft aufs gleiche hinaus.

Wir gingen zu Theo.

„So," sagte auf einmal Schrimpf und stand ganz pathetisch auf, sah Theo an, „jetzt sag' ich es: Wir gehn wieder zurück in den Sumpf."

Theo wurde bleich vor Wut. Dann lächelte er höhnisch und sah mich an.

Von da ab stand man sich ein wenig fremd gegenüber. Es war etwas da, was sich zwischen uns gestellt hatte.

Digitized by Google

Schrimpf schrieb um Geld an seinen Bruder, der sein Vermögen hatte.

Keiner wußte was. Ich packte meine Schachteln und schaffte sie heimlich nacheinander in den Molino hinunter. Nach einem wüsten Trinken in einem Ristorante zogen wir nachts vor das Haus Jenkes, des Verdauungsphilosophen, und sangen gröhlend Saufslieder. Dann zogen wir zu Theo und sagten ihm Bescheid. Er und Grete kamen nicht mehr auf die Bahn andern Tags mittag.

Am Pfingstsamstag kamen wir in München an.

Mit der letzten Mark fuhr ich am andern Tag nach Hause. Max hatte geheiratet und Mutter und die Schwestern waren in ein kleines Häuschen gezogen. Man empfing mich wie einen richtigen verlorenen Sohn. Max drohte mich zu verprügeln. Ich fuhr wieder nach München und nahm eine Stellung als Bäcker an.

Der große Sprung

Arbeiten, sparen und wieder zum Teufel, war mein Grundsatz. Nur fort! Fort, soweit es ging. Wohin, ist gleichgültig! München ist ein Nest! Fort! Fort! — Unklar wußte ich, daß Jung in Berlin war, daß man dort literarisch was machen kann. Also dahin! Eine große, ganz große Veränderung mußte kommen, etwas, das mich ganz aus den Geleisen des Jetzigen herausriß!

So begann ich in München meine Arbeit. Sie war mir mehr Nebending, Mittel zum Zweck.

Schrimpf besuchte eine Malschule, hatte sich ein Atelier gemietet und hielt sich Modelle. Die bestahlen ihn, nützten ihn aus, führten Schlachten in seinem Atelier auf. Ich kam selten. Meine Arbeit dauerte ziemlich lange. Von abends elf bis andern Tags um zwei Uhr nachmittag und oft noch länger. In meinem Zimmer angekommen, setzte ich mich hin und schrieb an Novellen, bis ich einschlief. Die Verbindung mit den Anarchisten bestand nicht mehr. Ich hatte keine Zeit.

Digitized by Google

Maurus arbeitete ebenfalls in einer Konditorei und freundete sich mit Schrumpf an. Es war ein schiefes Verhältnis. Maurus war zynisch und boshaft. Er las viel und hatte sich die Geste des Altklugen und Welterfahrenen zugelegt. Er kam Sonntags zu mir und spottete: „Ich hab mir wieder einen neuen Anzug anmessen lassen, hab' mir neue Krawatten gekauft und hab' nun schon beinahe tausend Mark erspart." Ich war todmüde. Er begann mir vorzulesen. Ich lieh mir Bücher von ihm. Er war sehr erpicht darauf. Ich vergaß, sie ihm zur rechten Zeit zurückzugeben. Ich hatte mir Geld von ihm für den Anfang geborgt und wollte zurückzahlen, wenn ich mehr hätte. Er stritt mit mir, drängte mich. Ich wurde wütend und ließ eine Zeitlang nichts mehr von mir hören. Als ich einmal schlief, kam er, schlug mit dem Schirmstock auf mich ein und verschwand schleunigst. Der Krach war wieder fertig. Wir trafen uns nicht mehr.

Schrimpf vertat sein Geld und arbeitete wieder als Konditor. Nur Sonntags trafen wir uns. Modelle kamen, liehen sich Geld. Wir gingen spazieren und kamen im Café wieder mit etlichen Bekannten zusammen. Der Geselle in der Bäckerei war hinterlistig. Er hatte ein aufgedunsenes Gesicht, kleine, geschlitzte Augen und eine süßliche Fistelstimme. Mit dem Meister tat er sehr kollegial, denn er hatte eine kleine Brotfiliale und trachtete darnach, bald Bäckermeister zu werden. Kam der Meister um Mitternacht nach Hause und sah in der Backstube nach, so sagte er jedesmal: „Oh, Herr Doll, wir werden leicht fertig. Sie können sich ruhig schlafen legen. Das Zeug ist gleich herausgebacken. Beim Ettaler haben wir ständig dreimal soviel gehabt und waren bloß zwei — ich und der Lehrling."

Der Meister sagte: „So, ja, ja, macht's nur!", rülpste die Nase ein paarmal, griff in den gärenden Teig, sagte: „Der taugt schon, muß schnell hergearbeitet werden, lassen Sie ihn nicht vergehen", fletschte etliche Augenblicke seine Zähne und ging zu Bett.

Wenn er draußen war, griff der Geselle den Teig abermals an und brummte mürrisch ein paar unverständliche

Digitized by Google

Worte, wie: „Immer muß er kritteln" und warf den Teig auf den Trog. Dann ging die Hetze los. Ich wog die Stücke aus, der Lehrling legte sie in die Preßmaschine und streute sie dem Obergesellen hin. Dann hieß es Semmelschleifen, Brezendrehen usw. In der Frühe kam der Meister und half beim Weckenmachen mit. Die verschiedenen Teige hatte ich zu machen. In Gegenwart des Meisters schuftete der Geselle, trieb uns — mich und einen Lehrling — an und spielte den Tüchtigen. Oft nachts sagte ich so nebenbei, daß es eine schöne Schinderei sei in dieser Bude und daß man sich sein Geld sauer verdienen müsse, während der Meister sich's beim Biere gütlich tue und fette Schweinebraten fräße.

„Wissen Sie, was der Oskar heut' Nacht gesagt hat", erzählte dann der Geselle meistens dem Meister beim Weckenmachen in der Frühe.

„Ja, was?" fragte der Meister, ohne von der Arbeit aufzusehen, und lächelte hämisch in sich hinein.

„Eine schöne Schinderei wär's bei Ihnen, und Meister sein wäre leicht", sagte der Geselle möglichst harmlos, fuhr überlegen lächelnd und kriecherisch anbiedernd fort: „Der ist eben solche Arbeiten nicht gewohnt und meint, Meister ist man im Handumdrehen."

„Ja, ja, die jungen Leute heutzutage meinen, man könnt' die Sache über's Knie abbrechen," fiel ihm der Meister ins Wort und lachte sein lautes Lachen, „zu meiner Zeit hat man noch achtzehn Stunden in den Bäckereien gearbeitet und hat die Woche einen Gulden bekommen. Dagegen ist der heutige Gehilfe ein Privatier." Und dann folgte meistens die Geschichte seines Werdens. Breit, behäbig und selbstbewußt. Der Geselle nickte hin und wieder, als ob er des Meisters Ausführungen bekräftigen müsse.

Bei solchen Gelegenheiten sah ich meistens dumm drein und schwieg. War diese Partie Brot fertig, so hieß es austragen. Bis Mittags zwei Uhr fuhr ich schwer bepackt auf dem Fahrrad zu den verschiedenen Kundschaften. War ich damit fertig, ging ich in die Backstube, scharrte meine

Digitized by Google

Tröge aus, schüttete das Mehl hinein und machte das Dampf[1]. Der Lehrling fegte unterdessen die Backstube aus und war immer um mich. Er war weitläufig verwandt zum Meister und mußte aufpassen, daß ich kein Brot mitnahm. Anfangs legte ich mir ahnungslos im Beisein des Lehrlings eine Tagesration zurück; gebräuchlich war es, daß man nur ein halbes Pfund mitnehmen durfte. Meine Ration betrug drei Pfund. Der Lehrling verklagte mich. Der Meister machte hämische Andeutungen. Aber warum soll ich nicht essen, wenn ich Hunger hab', dachte ich mir, soll ich viel leisten, muß ich viel essen. Die Sticheleien des Meisters hatte ich sehr bald über. Da es offen nicht geduldet wurde, machte ich die Sache heimlich.

„Komm', hol' mir Zigaretten", sagte ich jedesmal kurz vor dem Weggehen zum Lehrling, und während seiner Abwesenheit stopfte ich mir die Taschen voll Brot und kleidete mich an. Ruhig ließ ich seine prüfenden Blicke über mich ergehen und verschwand. „Scheinheiliges Pack", fluchte ich auf der Straße und rechnete mein Erspartes nach. Auf meinem Zimmer machte ich mir Kakao zurecht, aß etliche Semmeln, begann zu lesen oder schrieb, bis ich einschlief. Die Logiswirtin kam herein, rüttelte mich wach und sagte: „Geh'n S' doch zu Bett." Ich kleidete mich aus, legte mich hin und schlief wie ein Sack. Abends um 9 Uhr, bevor sie schlafen ging, weckte mich die Wirtin wieder. Ich machte mich fertig und ging wieder ins Geschäft.

Mittlerweile hatte ich mir einen taubenblauen Anzug gekauft, ein Paar gelbe Halbschuhe und Hemden. Meine Habe freute mich. Sie war mühsam vom Leibe abgespart und deshalb um so kostbarer.

Eines Sonntags kam ich wieder zu Schrimpf. Er wohnte in einem kleinen Atelier im Rückgebäude. Als ich den Durchgang des Vorderhauses durchschritten hatte und vom Hof aus hinaufsah, waren die Fenster offen und zwei Mädchen winkten und schrien sehr laut herunter. Das eine war im Hemd, das andere nackt. Ein fürchterlicher Lärm kam von

[1] Gärender Vorteig.

Digitized by Google

oben. Ich rannte die Stiege hinauf und trat ein. Da sah es aus wie nach der Schlacht bei Sedan. Heringsbüchsen, Kisten, schmutzige Eimer standen herum und der Tisch war vollgestellt mit Farbtöpfen. Kämme lagen da, schmutzige Tassen standen herum und die beiden Modelle hüpften umher wie toll. Schrimpf saß ruhig auf dem Divan und malte an einer Landschaft, lachte hie und da oder zeterte um Ruhe. Mir gefiel das Zigeunerleben. Ich freundete mich mit den Mädchen an. Man ging spazieren. Abends besuchten wir ein Kino, dann gingen wir wieder in Schrimpfs Atelier. Lollo kochte Tee in einer Heringsbüchse und fragte mich, ob ich auch so zerrissene Hemden anhätte wie mein Freund. Ich lachte.

„Das geht nicht mehr, ihr müßt hinaus", sagte Schrimpf bestimmt zu den Mädchen. „Ja, zwei dürfen auch bei einem Herrn nicht sein", sagte Lollo.

Schrimpf sah hilflos drein.

„Du mußt hinaus," sagte Lollo dann zu ihrer Rivalin, „ich bin schon viel länger da." Schrimpf und ich saßen eine Weile stumm da. Die Mädchen keiften. Plötzlich fingen sie an zu raufen, zerrten sich an den Haaren und machten einen ungeheuren Spektakel, bis Schrimpf sich erhob und einschritt.

„Packt eure Sachen zusammen und macht, daß ihr fortkommt", sagte er.

Die Mädchen fingen zu bitten an. Lollo kam zu mir: „Nicht wahr, Herr Graf, das sagen Sie doch auch, daß diejenige, die am längsten da ist, ein Vorrecht hat."

Ich nickte. Schließlich einigte man sich, daß die beiden morgen auszögen. Ich mußte gehen.

„Wie lange machst du denn deinen Dreck noch?" fragte mich Schrimpf an der Haustüre.

„Nicht mehr lange", sagte ich mechanisch.

„Such' dir doch eine Bureaustelle", sagte er wieder.

„Ich muß überhaupt weg von München. Ich will nach Berlin, dort ist eher was zu machen", antwortete ich und ging.

Digitized by Google

Auf dem Heimweg rechnete ich, wie lange ich es aushalten könnte ohne Stelle, forschte nach andern Möglichkeiten. Alles war so widerlich, so eng!

Es war bereits zehn Uhr. Ich kleidete mich um und ging mißmutig ins Geschäft. Wochen zerblätterten. Träge und unentschlossen floß die Zeit.

Ich nahm ein Lotterielos. In einer Woche sollte Ziehung sein. Zehntausend Mark war der Hauptgewinn. Eine Rettung, dachte ich.

Nichts.

Ich sandte Skizzen an verschiedene Zeitschriften. Alle kamen zurück.

Öfters traf ich Lollo, schenkte ihr Brot und vertrödelte mit ihr Nachmittage. Nachts hatte ich Schlaf.

Fort. —

Fort, dachte ich, fort, so weit ein Zug geht!

Eines Tages traf ich Morax. Er erzählte mir, daß Jung nach Berlin gefahren sei und dort lebe. Zwei Bücher seien von ihm erschienen.

Ja eben, Berlin, dachte ich.

Der Lehrling hatte mich verklatscht. Jetzt machte sich plötzlich jeden Tag der Meister kurz vor meinem Weggehen in der Backstube zu schaffen und beobachtete mich. Mein Grimm wuchs.

Durch einen unglücklichen Zufall überbrühte ich mir die Hand mit heißer Lauge. Ich mußte zwei Wochen aussetzen, bekam Krankengeld. Aber der Meister schickte jeden dritten Tag zu mir, wann ich wieder anfangen könnte. Als die Hand geheilt war und ich wieder arbeitete, spöttelte der Geselle: „Wegen so einer Kleinigkeit zwei Wochen aussetzen.“

Der Meister hielt sich etwas zurück, sagte nur manchmal: „Ja, ja, heutzutage sind die jungen Herrn empfindlich.“

Oder er fragte: „Von was haben Sie denn die zwei Wochen gelebt?“

Daher bläst der Wind, dachte ich und sagte harmlos: „Nun ja, schließlich ein paar Pfennige erspart man sich doch, wenn man immer arbeitet.“

Digitized by Google

„So ein paar Laugenspritzer sind leicht zu ertragen, wenn man solange Feiertag' drauf machen kann", meinte der Geselle witzig unterm Weckendrehen, und der Meister lachte. Ich arbeitete ruhig weiter. Noch drei bis vier Wochenlöhne, dann werfe ich die Sache hin, war mein Gedanke.

„Ihr seid schöne Kriecher," sagte ich eines Nachts zum Gesellen und zum Lehrling, „alles hinterbringt ihr dem Meister, und der lacht sich in die Faust über unsere Uneinigkeit. Er zieht den Nutzen davon."

„Wieso denn?" brauste der Geselle auf und wurde rot, denn ich hatte ihn getroffen.

Mit einer abweisenden Geste sagte ich: „Ich mag nicht weiter reden, ich denk' mir mein' Teil."

„Jetzt haben wir solange miteinander gearbeitet, und auf einmal fängst du an zu nörgeln", jammerte der Geselle scheinheilig, setzte hinzu: „Ich leg' dir doch gewiß nichts in den Weg."

„Schon gut, schon gut", sagte ich bitter und schwieg.

Dem Gesellen schwoll der Kopf rot an: „Wenn du meinst, wir können's ja aufnehmen!"

„Gut", sagte ich kampfbereit.

Schweigend ging die Arbeit weiter.

Es war in einer Nacht von Samstag auf Sonntag. Da gab's besonders viel zu tun. Die Zeit zwischen Herausbacken der Semmeln und Gärenlassen der Brezen benützte ich dazu, meine Tröge in Ordnung zu bringen. Hastig lief ich in den Mehlkeller hinunter und holte Butte um Butte Mehl und leerte es in den Trog.

Der Lehrling saß unterdessen müßig da und verzehrte seine Nachtvesperration. Die Semmeln waren herausgebacken.

„Oskar! Raus zum Brezenkochen!" schrie der Geselle.

Ich rannte in den Mehlkeller, wollte die letzte Butte Mehl holen.

„Gleich, bloß den letzten Kübel noch!" schrie ich im Hinunterrennen.

Der Schweiß troff mir vom Leibe.

„Heraus!" schrie der Geselle.

Digitized by Google

„Soll der Andreas schnell hinausgehen," gab ich von unten hastig zur Antwort.

„Heraus!" schrie es drohend.

Ich kam die Treppe heraufgestürzt mit dem vollen Mehlkübel, rannte an den Trog und schüttete das Mehl hinein. Da hatten mich Fäuste. Ich ließ den Mehlkübel auf den Gesellen mit aller Gewalt niedersausen, daß es krachte. Der Lehrling schrie entsetzt auf. Mein ganzer Körper zitterte. Der Geselle stürzte blutüberströmt abermals auf mich los. Ich bellte auf, erwischte die Kohlenschaufel und jetzt ging es los. Der Geselle wich zurück in den Backofenraum. Ich schlug die Lampe herunter, stürzte mich nach vorn ins Dunkel, schlug unausgesetzt auf alles ein. Die Brezenbretter krachten, der Laugenkessel spritzte, der Schragen flog schmetternd auseinander. Die zwei schrien aus Leibeskräften aus dem Baderaum. Ich bellte und schlug das Fenster ein. Um mich spritzte Teig und Dreck. Alles mußte hin sein, kaput gehen! Aber die zwei hatten die Tür erriegelt. Durchs eingeschlagene Fenster brüllte ich: „Schufte! Hunde! Hin müßt ihr sein!" Die beiden wimmerten: „Du bist irrsinnig!" Ich schlug gegen die Tür. Sie überbellten mich. Auf einmal stand die ganze Bäckermeisterfamilie in Nachthemden da und wimmerte auf. Inwohner des Hinterhauses standen entsetzt im Gang. Der Bäckermeister hob das Kerzenlicht in die Höhe, überleuchtete den Gang und fing, als er seine ganzen Brezen im Dreck liegen sah, vernichtend an zu heulen wie ein Kind: „Ja, um Gottes Willen Oskar, Sie sind ja irrsinnig! Sind S' doch ruhig, schaun S, doch hin, alles ist ja kaput, alles . . . !

„Geh einer her! Ich erschlage jeden!" schrie ich sinnlos.

Und brüllte weiter: „Diese Schufte, diese elenden Schufte! Ich geh! Ich geh sofort!" Und rannte gegen die Baderaumtür: „Macht auf, ich will meine Kleider!" Der ganze Hof heulte entsetzt auf. Ich bekam meine Kleider durchs eingeschlagene Fenster herausgeworfen, fing sie auf und kleidete mich an. Keiner wagte an mich heranzukommen. Die im Baderaum winselten: „Er ist irrsinnig geworden. Er gehört von den Sanitätern abgeholt!"

Digitized by Google

Die Bäckerfamilie heulte, alles jammerte.

„Das muß bezahlt werden!" keifte die Meisterin.

„Meinetwegen!" schrie ich, warf meine Schürze weg und machte mich fertig zum Gehen. Erschreckt bildete sich ein Gang, durch den ich hastig lief.

Der Morgen dämmerte auf den Straßen. Die Häuser reckten sich schläfrig und trist. In Schweiß gebadet, mit Ruß bespritzt und bis obenauf dreckig, rannte ich vorwärts und suchte Schrimpf auf. Der lag noch im Bett. Als er öffnete, schrak er beinahe zurück.

„Jetzt hab' ich Schluß gemacht", sagte ich und brach in einen Stuhl.

Dann, nach einer kleinen Pause, erzählte ich ihm den Hergang.

Er schüttelte den Kopf und sagte nur: „Das kann dir eine schöne Geschichte eintragen, wenn der Meister ekelhaft ist."

Ich hörte nicht darauf.

„Am besten ist's, du verschwindest eine Zeit lang aus München," sagte Schrimpf wieder.

Ich nickte.

„Geh doch nach Berlin", sagte Schrimpf, „dort ist's für Literaten zehnmal besser. Auch Jung ist dort."

Damit war alles beschlossen.

Ich wusch mich. Schrimpf machte sich fertig.

Als wir auf die sonnige Straße schritten, war mir ungeheuer frei zumute. Als wäre ich nach langer Mühe einem Schlammeer entronnen, so leicht war alles. Wir gingen noch ein wenig spazieren, aßen in einer Wirtschaft und besorgten alles zur Abfahrt.

Und wieder, wie damals nach Locarno, fuhr ich um zehn Uhr in die schwarze Nacht. Als ich so am Coupéfenster stand und das Rattern und Brausen des Zuges die Flächen auseinanderhämmerte, jubelte ich auf einmal auf, hell auf.

Fort, fort! Weit fort, jagte es durch mich und mein Blut wallte.

Digitized by Google

Berlin! Berlin! trommelten die Schienen und wie ein fremdes Wunder, ein riesiger Dom erstand diese Stadt in meiner Vorstellung.

Zu Gast

Mit drei Mark und zwanzig Pfennigen kam ich in Berlin an. Was ich zu tun gedachte, war mir unklar. Eine Zeit lang suchte ich nach Jung, fand ihn endlich, wohnte bei ihm, ging mit ihm trinken, lernte Leute kennen und verbummelte so die Zeit. Es wurde viel diskutiert in den Kreisen wo wir verkehrten. Ich kam in nähere Berührung mit der jungen Literatur. Schrecklich unbeholfen wie ich war, wußte man mit mir nicht viel anzufangen. Es ging mir ziemlich schlecht, ich ging zu diesem und jenem und bekam Geld oder zu essen. Nach allmählicher Gewöhnung begann ich wieder schriftstellerisch zu arbeiten, veröffentlichte etliche Verse in Zeitschriften und trank andauernd mit Jung, Oehring und noch etlichen, gerade hinzukommenden Leuten, herum. Wenn das Geld nicht mehr reichte, wurden große Streifzüge gemacht. Ich wurde jedes Mal geschickt, ging zu den Leuten, berief mich auf Jung und gab vor, daß wir irgendwo wegen Zechprellerei festsäßen und borgte für die Zurückgebliebenen Geld. Überall war ich bekannt zuletzt; man wich mir aus, wo es ging. Äußerlich kam ich sehr herunter, ging verschlampt und hatte überall ein peinliches Gefühl.

Mit Jung und seiner Frau geriet ich bald in Streit, nächtigte öfters bei Oehring, dessen Vater Telegraphendirektor war. Wenn ich dort läutete, kam meistens der alte Herr selber, musterte mich flüchtig und rief, mich stehen lassend: „Richard! Der Verbrecher!"

Einmal schlief ich nachts bei Oehring. Plötzlich begann der Alte im Nebenraum zu zetern.

Mit pathetischer, zitteriger Stimme polterte er: „Ich bin wie Simson! Ich halte die Säulen des Hauses! Aber einmal, einmal bin ich nicht mehr imstande, die Säulen zu halten und dann stürzt der ganze Bau ins Verderben!"

Digitized by Google

Er hatte es immer aufs Pathos abgesehen. Jung und ich galten ihm als die Verführer seiner Söhne.

Dann, wenn wir zugegen waren in Richards Zimmer, heulte drüben die Stimme des Hauses: „Wehrlos der Verführung preisgegeben. Wehrlos! Meine Söhne, mein Glück!"

Jung half mir überall. Er spekulierte auf der Börse, leitete Korrespondenzbureaus und war Redakteur. Wenn ich mit Frau Jung daheim war, mußte ich ihr bayerische Lieder vorsingen oder wir gingen ins Café und lauerten auf Leute, die Geld hatten. Es gab wüste Auftritte bei Jung. Die beiden schlugen sich. Ich wurde beschimpft als der Schuldige.

Meistens nach einem Krach gingen Jung und ich weg und tranken oft zwei bis drei Tage. Alle Verbindungen mit zu Hause waren zerrissen. Ich hängte mich ganz an Jung. Schließlich gab es Streit zwischen ihm und mir. Ich schlief eine Zeit lang bei Oehrings, ging mit den zwei Brüdern. Nichtsnutzig wurde die Zeit vertan. Es wurde mir ekelhaft. Ich war unzufrieden. Des öftern besuchten wir Versammlungen der Anarchisten oder verbummelten Tage auf Rummelplätzen. Nichts geschah. Ich borgte mir von Oehring Geld und ging auf die Zimmersuche.

Die Nachricht von der Serajewoer Mordaffäre durchschütterte die Welt. Telegramme kündigten die Mobilmachung Rußlands und dann die deutsche an. Ein ungeheurer Ausbruch von Jubel fieberte über die Straßen, alles hetzte. Zusammenrottungen entstanden, die Kasernen standen voll von Freiwilligen. Durch die Straßen sausten Autos mit Offizieren, die mit Hochrufen begrüßt wurden. Schwerbepackte Lastautos mit Militärkleidern, Stiefeln und Helmen ratterten vorbei. Dort mengten Menschen zusammen, stürmten gegen ein Café, das einen fremdsprachigen Namen hatte und schlugen alles kurz und klein, auf einem Platz jagte eine Rotte einem Menschen brüllend nach, schlug ihn tot, sang „Deutschland, Deutschland über alles!" Durch lange Straßen wälzten sich graue Regimenter, umjubelt vom Volk, Bürgern, feinen Herren und Damen. Es war ein furchtbares Treiben und Hasten, Tag und Nacht durchdröhnte die Musik patriotischer

Digitized by Google

Lieder und schaudervollster Geschichten von Spionen, von ersten Zusammenstößen mit dem Feinde, die Luft.

„Jetzt geht's los", sagte ich.

„Alles wird wegrasiert", sagte Jung.

Die Intellektuellen des Café des Westens machten ratlose Gesichter. Alles hing in der Luft. Unzählige meldeten sich freiwillig. Warum wußte keiner recht. „Wird eine feine Sache. Man muß jetzt zu den Betoneuren gehen", sagte Jung.

Ich sah ihn dumm an. Ging zu Oehring.

Der Herr Telegraphendirektor empfing mich förmlich mit offenen Armen: „Kommen Sie herein. Jetzt, in dieser Stunde, schweige jeder persönliche Zwist. Wir sind Deutsche! Deutsche! Kommen Sie!" Und er führte mich in das Wohnzimmer, wo Richard und Fritz bei ihrer Mutter saßen. Das war die ganze Zeit nie vorgekommen. Der Tisch war zum Biegen gedeckt mit Speisen, dicken Zigarrenschachteln. Die beiden Brüder sahen mich verdutzt an.

„Ich stehe mit dem letzten Blutstropfen hinter euch, meine Söhne, mein alles!" rief der Herr Telegraphendirektor und deutete auf mich: „Hier, auch Herr Graf meldet sich in dieser ernsten Stunde freiwillig. Das Vaterland ruht tief in unserem Busen." Und er erhob das Weinglas und rief zitterig: „Mit Gott für euch und unseren König, für das Vaterland und unsere Ehre! Wohlan!"

Ich konnte das Lachen kaum halten.

Er gab den beiden Geld und wir entfernten uns. Ich war vollkommen verblödet. Die beiden gingen in die Wrangelkaserne und wollten sich freiwillig melden. Mir war die Sache unbehaglich. Was wollte ich da? Ich sah endlose Freiwillige im Kasernenhof stehen. Jedes einzelne Gesicht strahlte. Ich sagte zu Richard: „Das ist mir zu langweilig. Wenn sie mich wollen, werden sie mich schon holen! Nachlaufen tu ich ihnen nicht!"

Wir hatten Fritz verloren im Gedränge. Wir pfiffen eine Zeit lang vergebens und entfernten uns wieder, suchten Jung.

„Was geht mich der ganze Dreck an. Ich werde jetzt wieder einen Bäcker machen", sagte ich so im Dahinschreiten.

Digitized by Google

Richard wußte nicht, was er sagen sollte.

„Und überhaupt, wenn ich schon zum Militär muß, so möchte ich zu den Bayern," sagte ich wieder.

„Das geht kaum mehr," sagte Richard.

„Warum nicht?" fragte ich verdutzt.

„Alle Züge sind verwendet worden zu Truppentransporten. Du kommst nicht mehr nach München", antwortete er

Ich ging zu Jung, fragte ihn, was ich tun sollte.

„Freiwillig. Die Sache wird fein! Lüttich ist genommen. Es geht wie mit einer Maschine", war die Antwort.

Und wieder sagte er: „Im Nu ist Paris genommen!" Ich kannte ihn nicht mehr. Die Straßen waren brausend. Sieg auf Sieg schrie aus jedem fettgedruckten Anschlag. Mir wurde heiß unter den Füßen. Ich hörte, daß man sich auch nach auswärts freiwillig melden könnte. Ich ging auf die Wilmersdorfer Polizei und meldete mich freiwillig zum dritten Infanterieregiment nach Augsburg. Man stellte mir einen Zettel, der als Fahrschein galt, aus. Ich sauste zu Jung, packte meine Habe zusammen und fuhr zum Anhalter Bahnhof, stieg auf die Bahn und nach viertägiger Fahrt landete ich in München. Es kam mir nicht in den Sinn, mich in Augsburg zu melden. Da war immer noch Zeit. Ich wollte nach Hause, wollte Schrimpf sehen und abwarten.

Es war eine schöne, beinahe idyllisch burschenschaftlerische Fahrt durch das halbe Deutschland. Überall auf den Bahnhöfen warteten Rotkreuzleute und fütterten uns dick. Die ganzen Coupés waren voller Brotreste, Wurststückchen, Käsebrocken usw.

In München war es totenstill. Ich fuhr zu Schrimpfs Mutter und fragte nach ihm. Der sei in Augsburg als Koch, aber jetzt im Krankenhaus, hieß es. Todmüde suchte ich ein Modell auf und schlief dort. Max, mein ältester Bruder, das wußte ich, war längst eingezogen. Also konnte ich nach Hause. Am dritten Tag stand ich in der offenen Küchentür und lachte hellauf: „Jetzt haben wir wenigstens einmal Spektakel. Das wird ja fein!"

Digitized by Google

Alle ließen die Köpfe hängen und meinten, es würde etwas Furchtbares werden.

„Was ist's denn mit dir?" fragten sie.

„Ich? Die werden mich schon holen. Nachlaufen tu ich ihnen nicht", sagte ich.

Ich mußte mich beim Bürgermeister melden und kurz nachher wurde ich gemustert. „Train," hieß es.

Viele lachten mich aus im Dorf.

Am 1. Dezember 1914 mußte ich mich in München in der Trainkaserne melden.

Wir wurden auf die Gewandkammer geführt und bekamen unsere Uniform, die Stiefel und das sonstige Zubehör.

Damit begann's.

Soldat

Es war sehr lustig auf unserer Stube. Wir lagen zu fünfundvierzig mit einem Unteroffizier im Saal. Die ersten Tage verliefen sehr wechselvoll. Endlich, nachdem wir eingekleidet waren, kamen wir in den Kasernenhof.

Exerzierübungen.

Unser Unteroffizier war ein kleines, kugelrundes Männchen und dazu noch Ornithologe, d. h., ins Praktische übersetzt, Vogelhändler. Er hatte einen schneidigen Ton. Man lernte gut bei ihm. Aber ich mußte bei der geringsten Gelegenheit lachen, was ihn furchtbar alterieren konnte.

„Was lachen Sie denn immer?" schrie er mich an.

Ich lachte noch mehr, ohne zu wissen warum.

„Kommen Sie aus dem Narrenhaus?" bebte die Stimme.

Ich mußte noch mehr lachen. Er ließ mich wegtreten. Solange exerziert wurde, stand ich da und sah zu. Manchmal traf mich ein drohender Blick des Korporals. Andern Tags ging es ans Erlernen von Ehrenbezeugungen. Wir mußten im Gänsemarsch im Kreis um den Herrn Unteroffizier herummarschieren und ihn — Hand an der Schläfe, und den Blick ihm zugewendet — grüßen. Ich lachte schon wieder. Der Korporal schimpfte. Ich lachte lauter. Er fauchte auf mich zu. Ich lachte noch mehr, konnte mich kaum mehr grade halten.

Digitized by Google

„Nochmal zurück!" brüllte mein Vorgesetzter. Es half nicht. Immer mehr lachte ich. Und wieder, wieder, immer wieder mußte ich zurück und, die Hand an der Schläfe, das Gesicht dem Unteroffizier zugewendet, vorbeimarschieren. Mein Lachen verstärkte sich zur Salve. Der Unteroffizier sprang, fauchte, piepste. Da auf einmal brach ich zu Boden vor Lachen, hielt noch immer die Hand an der Schläfe und sah den vollkommen ratlosen, wütenden Unteroffizier an.

Alle lachten.

Der Unteroffizier zog sein Notizbuch und schrieb mich auf.

„Wegtreten!" schrie er.

Beim Appell wurde ich dem Rittmeister vorgestellt.

„Warum lachen Sie denn immer?" fragte der gebieterisch.

„Verzeihung, Herr Rittmeister, das habe ich schon seit meiner Jugendzeit", antwortete ich.

Der Rittmeister drohte mit dem Finger: „Warten Sie! Sie mit ihrem jugendlichen Lachen. Das werden wir Ihnen gleich austreiben im Dunkelarrest."

„So", sagte ich dumm. Da fing der Rittmeister an zu brüllen, schimpfte auf mich ein und sagte zum Wachtmeister räsonierend: „Den Kerl wollen wir mal auf drei Tage hinüberschicken. Notieren Sie ihn."

Nach dem Appell, als wir unsere Stiefel und Kleider putzten, kam der Unteroffizier vom Dienst und schrie zur Tür herein: „Graf! Raus da!"

Ich lief auf ihn zu. Er sagte, ich solle die Schürze ablegen und mit ihm gehen. Ich tat es. Wir gingen sodann in die Küche. Dort bekam ich zwei Kommiswecken, und dann ging es in die Arrestanstalt hinüber. Der Unteroffizier polterte auf dem Weg, ob ich denn gar nicht wüßte, wie man sich benehmen müsse, und sagte, ich sei geradezu eine Schande für die ganze Rekrutenschaft.

Als ich dem Arrestfeldwebel vorgestellt wurde, sagte derselbe, mich spöttisch musternd, zum Unteroffizier: „Junges Gemüse!" Dann verließ uns der Unteroffizier. Der Feldwebel sagte mir die Verhaltungsregeln im Arrest, führte mich in den ersten Stock hinauf und sperrte mich in eine kalte,

Digitized by Google

dunkle Zelle. Drei Tage bei Wasser und Kommisbrot machten mich merkwürdig nachdenklich. Warum sperren sie mich eigentlich ein, dachte ich immerzu, sie brauchen doch die Menschen? Was war denn das für ein Verbrechen mit dem „So"? Es war kalt, langweilig und nutzlos, dieses Zellenschmachten und ich dachte nur, wenn ich herauskomme, sage ich, sie sollen mich gleich ins Feld schicken. Da brauchen sie sicher die Leute zu anderen Dingen als zum Einsperren.

Den Tag nach meiner Arrestabbüßung mußte ich das Zimmer der Unteroffiziere herausputzen und ihr Schuhwerk wichsen. Wenn Kameraden vorbeikamen, lachten sie mich verlegen an. Ich lachte auch.

Andern Tags früh 5 Uhr ging es dann in den Stall. Ich bekam alles, was ich die drei Tage versäumt hatte, vom Unteroffizier gezeigt und war schon irgendwie abgesondert. Dumm, dachte ich, dumm, jetzt hat man mich schon im Auge und schanzt mir sicherlich die schlechtesten Arbeiten zu. Aber nach zwei oder drei Tagen verebbte sich die Aufmerksamkeit des Unteroffiziers und ich wurde wie jeder andere behandelt.

Etliche Tage nachher, als wir wieder in den Stall kamen und uns im Mittelstall für den Dienst zurecht machten, stieß mich auf einmal einer von den Alten, der anscheinend schon lange Zeit diesen „Betrieb" kannte, zwinkerte mit dem Aug' und sagte: „Komm!"

Er nahm mich beim Arm und raunte abermals: „Sei doch nicht so dumm und plag' dich so ab."

Wir standen an der Stiege, die zum Heuboden führte. Der Mittelstall war fast ganz dunkel und diente nur zum An- und Auskleiden. Der Alte machte einen stummen Wink und ich folgte ihm in den Heuboden.

„Du bist doch der, den sie gleich an den ersten Tagen ins Loch gesteckt haben, nicht?" sagte der Alte, als wir droben allein waren.

Ich nickte stumm.

„Jetzt paß' auf", sagte der Alte wieder, „der Unteroffizier ist besonders gut zu sprechen auf die Flinken und wenn du's jetzt geschickt machst, dann kannst du dich bei ihm

Digitized by Google

rein machen und hast eine gute Nummer bei ihm. Siehst du, da ist das Heuloch. Schreit der Unteroffizier drunten: „Heu 'runter!' so reißt du schnell den Deckel auf und wirfst die hergerichteten Bündel nacheinander in den Stall hinunter, bis er heraufschreit: ‚Aufhören!' Dann klappst du den Deckel wieder zu und gehst heute wieder in den Stall. Von morgen ab kannst du es dann jeden Tag machen und hernach hier heroben schlafen, bis es zum Ausreiten geht."

Das begriff ich sehr schnell und richtig, als es vom Stall heraufrief: „Heu 'runter!" und meine anderen Kameraden aus ihren Ständen trampelten und heraufwollten, warf ich schon die Heubündel hinunter.

Drunten stand der erstaunte Unteroffizier und lachte zufrieden, rief den andern zu: „Das lass' ich mir gefallen, der hat Schwung und Flinkheit in den Knochen." Und von da ab hatte ich lange eine gute Nummer bei ihm. Aber einmal, als es zur Übung ging, war ich nicht da und man entdeckte mich. Der Unteroffizier sagte zu den andern: „Ein ganz freches Bürscherl, dieser Kerl!" und behielt mich scharf im Auge. Und da ich auf alles hin lachen mußte, wurde ich zu den beißenden und schlagenden Gäulen gesperrt und mußte sie putzen. Ich ging zum Unteroffizier, stand stramm und sagte unschuldig: „Bitte, Herrn Unteroffizier, austreten zu dürfen."

„Aber schleunigst", sagte der. Ich rannte hinaus und ging in die Kantine.

Auch das kam auf. Und von jetzt ab mußte ich jeden Tag nach dem Dienst, das Unteroffizierszimmer auswischen und die ganzen Stiefel der zwanzig Korporale putzen. Aber da ich immer nur lachte, mußte ich auch nachexerzieren oder nach dem Auswischen in die Küche bis 12 Uhr und Kartoffelnschälen. Da gab es viel zu essen und ich freundete mich sogleich mit allen Köchen an, bekam deshalb mittags die größten Portionen und hatte auch dort eine gute Nummer.

Beim Reiten bekam ich einen sehr empfindlichen Gaul. Der warf gern ab. Das freute mich. Ich ritt ziemlich gut und bekam beim Reitunterricht nie einen Anrempler. Auch lachte ich jedes Mal beim Herabgeworfenwerden hellauf und

Digitized by Google

stieg immer mit doppelter Freude auf den Gaul. Das gefiel dem Unteroffizier und er sagte zu den Ängstlichen: „Schaut den an, der schert sich nichts, drum kann er auch was. Beim Reiten muß man frech sein, Kerle!"

Wart' nur, dachte ich mir, du sollst deine Schikanen schon büßen, und kitzelte meinen Gaul jedes Mal, wenn alles aufs schönste klappte, auf der Krücke. Und plumps — das Pferd stemmte die Hinterfüße gereizt in die Luft und warf mich mit einem eleganten Schwung auf den dicken, aufspritzenden Sägespäneboden.

„Kerl! Kerl!" polterte der Unteroffizier und mußte dennoch lachen: „Du verpfuschst mir das ganze Paradereiten. Marsch! Schnell hinauf! Marsch!"

Nur sachte, dachte ich mir, ich zahle dir dein Stubenwischen und Kartoffelnschälen schon noch heim. Und richtig, als das Schaureiten kam — mitten im schönsten deutschen Trab — kitzelte ich meinen Gaul wieder, und alles war verpfuscht. Der Unteroffizier bekam eine Nase und ich wurde von da ab in den Kohlenkeller geschickt. Da arbeitete ich mit einem Alten, der mit dem Kellersergeanten sehr intim tat und immer Vesper machte, um 9 Uhr früh die erste, um 11 Uhr die zweite, dann Mittagessen, um 2 Uhr die dritte und um halb vier bis fünf die letzte. Dann hatten wir Ruhe.

„Du kannst nichts Besseres tun, sag' ich dir, als dich schleunigst ins Feld melden, da gibt's massenhaft so Druckposten bei den Kolonnen, wenn's einer versteht, sag' ich dir", belehrte mich der Alte. Ich ging sogleich zum Unteroffizier und sagte verkniffen, soldatenbrav: „Verzeihung, Herr Unteroffizier, wenn ein Transport ins Feld geht, ich möchte gleich mit!"

Der Korporal maß mich streng und sagte zurückweisend: „Wart' nur, Bursche, für dich such' ich schon was! Du sollst es nicht mehr so gemütlich haben wie in unserm Kohlenkeller! Kommst schon an die Reihe, nur Geduld!"

Der Alte im Keller lachte, als ich ihm dies berichtete und meinte überlegen: „Halb so schlimm! Da kann er dir keinen Streich spielen!" Und wir gingen wieder in die Kantine. —

Digitized by Google

„Wer hat da neulich gesagt, daß er ins Feld will?“ schrie nach etlichen Wochen der Unteroffizier zur Tür herein und hatte mich schon aufs Korn genommen. Sofort trat ich vor. Noch etliche drängten sich heran.

„Ich brauch' bloß zwei“, befahl der Korporal, zog mich aus der Reihe und fragte: „Wer will noch?“ Und musterte die andern.

Noch ein Bäcker, namens Dreier, kam mit. Ein Oberleutnant von den Pionieren nahm uns im Gang in Empfang.

„Ihr habt euch um drei Uhr in der Schreibstube des Eisenbahnbataillons zu melden“, sagte der.

Wir wurden eingekleidet mit ganz neuen Sachen, begaben uns auf die genannte Schreibstube, mußten zwei Pferde von der Sammelstelle abholen und waren von jetzt ab dem Eisenbahnbataillon unterstellt. Die paar Tage vor dem Abtransport ins Feld ließen wir es uns noch gut gehen, faulenzten viel und spielten vor unseren Kameraden die Überlegenen.

Am fünften Tag wurden wir wieder zur Schreibstube der Eisenbahner geholt, einem Major vorgestellt, erhielten den Befehl zum Verladen, und nachts um 1 Uhr fuhren wir mit dem Stab der Eisenbahntruppe (das war die Formation, der wir zugeteilt waren) nach Insterburg.

Wir waren nur acht Leute und zwei Offiziere, der Major und der schon erwähnte Oberleutnant. In Insterburg wurde ausgeladen. Wir mußten die Bagage des Stabs in die Stadt fahren und kamen in die Kaserne ins Quartier. Zu tun hatten wir gar nichts. Nur jeden Tag ein wenig Pferdeputzen und Menagefassen. Die andere Zeit streunten wir durch die etwas ramponierte Stadt, die erst vor kurzem von den Russen geräumt worden war. Die Anschläge des feindlichen Befehlshabers klebten noch an den Wänden. Unendlich viel Schnee lag, ganz weißes Brot konnte man kaufen und billige Wurst. —

Nur die Kaserne, in der wir unter ostpreußischen Landsturmmännern lagen, war total verlaust.

Digitized by Google

Ich hatte damals die merkwürdige Angewohnheit, jeden Menschen beinahe mechanisch mitten aus dem Gespräch heraus zu fragen: „Sag' mal, wie alt bist du jetzt eigentlich?" An solchen Unarten leide ich von Kind auf. So zum Beispiel habe ich als Knabe eine Zeitlang immer den Spruch, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, aus mir herausgestöhnt: „Ach, vierzigtausend Mark, das wär' jetzt ein Geld!" und bekam darob von meinem Vater, der mich fast nie schlug, einmal heftige Ohrfeigen. Aber immer und immer wieder entkam mir dieser Stoßseufzer, bis ihn eines Tages ein anderer ablöste. Genug davon. —

In Insterburg mußten wir jeden dritten Tag zum Appell im Korridor unseres Stabsquartiers antreten. Der Oberleutnant gab uns die nötigen Befehle, dann kam der Major und musterte uns einzeln von oben bis unten mit strengen Blicken, bekrittelte die schlechtgewichsten Stiefel oder die schlechte Haltung und Schluß war's damit. Wir gingen in die Küche, aßen oder lungerten beschäftigungslos in der Stadt herum, kamen abends wieder und spielten Karten bis tief in die Nacht. Unser Stab bewohnte die Etage eines verlassenen Privathauses und wir hatten uns während des Tages in der Küche aufzuhalten, mußten hie und da Telegramme auf die Post tragen oder sonst einen Gang machen. Fast jeden Tag fuhren die beiden Offiziere im Auto an die Front vor und kamen erst spät nachts wieder, manchmal sogar erst am andern Tag um die Mittagszeit. Bei ärgstem Schneefall wurde losgefahren, daß die beiden Kraftfahrer murrten und fluchten. Wir Zurückgebliebenen hatten somit freie Hand, trieben allerhand Unfug und wußten oft nicht, wie wir die Zeit totschlagen sollten. Da war also Peperl, der Schreiber und nachmalige Unteroffizier, die beiden Offiziersburschen, Einhart und Hartig und wir zwei Trainsoldaten.

Am ungefähr siebzehnten Tag unseres Insterburger Aufenthaltes bekamen wir unverhofft vom Proviantamt einen Bal-

Digitized by Google

lon Rum zugewiesen. Es waren 15 Liter. Sofort setzten wir uns hin und begannen zu trinken. Immer aus Feldbechern. Das Kartenspiel wurde bewegter. Schon warf der Majorsdiener die Karten hin und ging wankend an die Wasserleitung, ließ das kalte Naß über seinen Kopf rinnen.

„Aha!" spöttelte der Oberleutnantsdiener und warf ebenfalls die Karte hin. Ich machte einen großen Zug, schnaubte auf wie ein Pferd und glotzte stier auf irgend jemand: „Sag' mal, wie alt bist jetzt du eigentlich schon?" Meine Zunge war schwer, der Kopf schwankte.

„Ihr seid so Kerle, von dem bißl Schnaps sind sie sternhagelvoll", polterte der Diener des Adjutanten, goß sich den Feldbecher ein und trank ihn in einem Zug aus. Dreier, mein Kamerad von den Trainern, lachte gröhlend.

„Sa—ag mal, wie—hie alt bist jetzt du ei—ei—eigentlich?" rülpste ich heraus.

„Depp! Was fragst du denn immer so saublöd? Frag' doch mal den Major, wie alt er ist, Trottel!" schrie der Diener des Oberleutnants, fuhr fort: „Wir fallen doch nicht mehr herein auf deine Afferei!"

Dreier lachte gröhlend auf. Der Majorsdiener hing schlaff an der spritzenden Wasserleitung.

„Jetzt hängt er schon", sagte Dreier. Der andere am Tisch setzte abermals den Feldbecher an den Mund, schluckte krachend. Auf einmal lag er steifsteif am Boden und röchelte wie ein Sterbender. Dreier erhob sich und wankte an die Wasserleitung, ließ seinen Feldbecher vollaufen und schüttete ihn über das Gesicht des Betrunkenen. Der schluckte und zuckte nur, blieb aber liegen.

„Der Sprecher", keuchte ich heraus und glotzte ins Leere, zog meine Stirn in Falten und riß die Augen plötzlich weit auf, wie um mich zu prüfen. Es ging noch. Alles sah ich noch, Dreier wieder an der Wasserleitung, Ginhart, den Majorsdiener, am Hahn hängen und den röchelnden Hartig am Boden.

„Geh weiter, drehe den Hahn zu und lass' die zwei liegen, sauf, sauf!" gröhlte ich Dreier zu.

Digitized by Google

„Sauf", sagte der, jetzt wieder am Tisch, und machte einen tüchtigen Zug aus dem Feldbecher.

„Aber sag' mal, wie alt bist jetzt du eigentlich?" rutschte es wieder aus meinem Schnapsrachen.

„Herrgott, bist du ein verrückter Hund", stieß Dreier heraus und schüttelte schwer den Kopf, lachte.

Hartig erbrach sich. Dreier beugte sich nieder, stieß ihn: „He, du! He, steh doch auf, Mensch!" Peperl, der am wenigsten getrunken hatte, stand angstschlotternd da und sagte in einem fort: „Wenn der Major kommt! Wenn der Major kommt!"

„Herrgott! Herrgott, wie man doch besoffen werden kann", brummte Dreier.

Ich saß wie angeklebt und stöhnte in tiefem Baß: „Sauf, Mensch! Sauf!"

„Ich geh'! Ich geh'!" schrie Peperl und verließ die Küche.

Auf einmal ging die Tür auf und die beiden Offiziere standen da. Einhort stöhnte, Hartig übergab sich ein ums andere Mal, Dreier stand schwankend am Herd und glotzte. Ich hatte mich aufgerichtet und schwankte auf den Major zu, fiel ihm haltlos an die Brust, gröhlte betrunken: „Aah, sagen Sie mal, Herr Major, wie alt sind's jetzt eigentlich schon?" und rülpste.

Ein furchtbares Geschrei peitschte auf mich nieder. Dann nahmen mich die zwei Kraftfahrer in die Mitte.

In der Frühe fand ich mich neben Dreier in meinem Bett in der Kaserne. Verwundert starrten wir uns an. Die zwei Kraftfahrer stritten sehr laut mit dem beinahe weinenden Peperl, sagten immerzu: „Du hättest es doch wissen müssen, du als angehender Unteroffizier!" und erzählten uns das Vorgefallene.

Peperl brach auf die Bank nieder und stöhnte: „Ich kann alles ausbaden, wenn ich auch nichts dafür kann."

„Sauber, sauber", sagte Dreier und fing plötzlich zu lachen an.

Die Kraftfahrer schnellten empört auf und schimpften auf uns los.

Digitized by Google

Ich lag vollkommen dumm auf meinem Strohsack und sagte gar nichts. Nur, daß wir diesmal feiste Strafen bekämen, leuchtete mir ein.

„Das wird uns teuer zu stehen kommen," wetterte der kleine Kraftfahrer drohend, „uns allen, nicht bloß euch allein!"

Peperl stand auf einmal auf und sagte fast resolut: „Ich laß' mich einfach versetzen. Hier werde ich nie Unteroffizier!" und verließ uns.

„Wir sind von jetzt ab alle unten durch, sag' ich", schimpfte der ältere Kraftfahrer in seinem näselnden Wiener Dialekt: „Und überhaupt, so was tut man doch einfach nicht, wenn man weiß, daß die anderen Kameraden auch darunter zu leiden haben." Mittags gab es großen Krach, und bei dieser Gelegenheit bezweifelte der Major zum erstenmal meine geistige Zurechnungsfähigkeit, indem er drohend nahe an mich herantrat und sagte: „Das ist ja, als ob sich ein Irrenhäusler ins deutsche Heer eingeschmuggelt hätte. Da haben wir schon den Rechten mitbekommen!" Jeder der Beteiligten bekam ausgerechnet siebenundzwanzig Tage Mittelarrest. Wegen einer Kleinigkeit erhielt der Diener des Majors noch drei Tage Strengen dazu. Kurz darauf ging es nach Gumbinnen, dann nach Lötzen ins Hauptquartier Hindenburgs, und endlich landeten wir in Markgrabowo, hart an der Grenze. Schon in Gumbinnen hatte sich unser Stab bedeutend erweitert. Preußische Soldaten kamen hinzu, ein Bureau wurde eingerichtet, und in Lötzen waren wir bereits siebzehn Mann. Der Adjutant wurde gewechselt, und ein Leutnant aus München mit einem neuen Diener kam an. Der Wiener Kraftfahrer wurde abgelöst, und ein biederer Mannheimer trat an seine Stelle. Es war Sommer. Man konnte baden, und Dreier und ich hatten fast nichts zu tun. Da der Leutnant ganz selten ausritt, sattelte ich mir jeden Morgen seinen Fuchs und durchritt bis Mittag die Gegend. Den Offizieren wich ich möglichst aus. Kam es aber trotzdem vor, daß ich ihnen begegnete, so gab es meistens Anrempler. Ich war „unten durch", ganz und gar. Ich ließ mich überhaupt nicht mehr sehen. Aus Angst besorgten meine Kameraden den Dienst für mich.

Digitized by Google

In Markgrabowo erkrankte ich an Ruhr, wurde zur Krankensammelstelle geschafft und von da aus ins Reservelazarett Goldapp. Da ich jede Medizin verweigerte, drohte der Arzt mit einem „Wieder-an-die-Front-stecken", was mir sehr erwünscht gewesen wäre. Halb gesundet mußte ich mich bei der Etappen-Kommandantur melden.

„Wo gehören Sie hin?" fragte der diensttuende Leutnant dort.

Ich nannte meine Formation. Der Mann hielt sich die Ohren zu: „Ihre Truppe ist längst in den Karpathen. Wo liegt Ihr Ersatztruppenteil?" „In München!"

Ich bekam einen Schein und fuhr mit dem nächsten Zug der Heimat zu. Die Reise ging durch Berlin. Ich stieg aus und wollte meine Freunde besuchen. Jung war an der Front, die beiden Brüder Oehring ebenfalls. Nur Kläre, die Freundin Richards, traf ich. Sie besorgte mir eine Unterkunft. Ich blieb drei Tage. In dieser Zeit suchte ich einmal Ohrings Vater, den Telegraphendirektor, auf. Alt war er geworden, sehr alt. Er öffnete die Tür weit und empfing mich mit einem warmen Händedruck, führte mich ins Wohnzimmer und brachte Essen und Zigarren. Allerhand Neues über meine Freunde erfuhr ich von ihm. Alfred Lichtenstein war gefallen. Fritz Ohring gefangen. Trübselig ließ der Alte den Kopf hängen.

„Ja, dieser Krieg", sagte ich....

„Dieser Krieg," fiel er mir ins Wort, „er hat das Wesenhafte hervorgeholt. Er wird die deutsche Jugend gesunden." Und auf einmal stand er groß da und schwang wie einstmals die beschwörenden Arme: „Das Schicksal macht uns groß! Viel Feind, viel Ehr'! Unsere Herzen in der Heimat pulsen bis zum letzten Schlag für unsere löwenmutige Jugend, die draußen steht mitten in Schlacht und Sieg!" Er begann zu zittern, Tränen flossen über seine Wangen, drückte mir innig die Hand und reichte mir einen Pack bester Havannazigarren. „Tapferer Krieger," sagte er, „nehmen Sie diese kleine Liebesgabe als bescheidenen Dank für Ihren Heldenmut," und

Digitized by Google

seine Stimme floß in ein gerührtes Vibrieren, „ach, einmal — Gott gönne es mir — werden meine Helden wieder in dieser Stube sitzen" — und sein Blick glitt über seine kranke Frau, die, lahm und bewegungslos, starrend im Krankenstuhl saß —, „und dankbare Eltern werden ihren Erzählungen lauschen wie einem Quell von Kraft und Jugend." Jetzt weinte er offen und hemmungslos, drückte mir nochmals zum Abschied die Hand und stöhnte: „Und so wird am deutschen Wesen, hoffen wir, die Welt genesen!" — — —

In München sagte der Wachtmeister auf der Schreibstube ganz verdutzt zu mir: „Sind Sie schon wieder da?"

„Jawohl, Herr Wachtmeister", sagte ich.

„Gehen Sie zum Oberarzt und lassen Sie sich untersuchen", befahl er. Als hinreichend erholungsbedürftig, bekam ich sofort Urlaub. Ich fuhr nach Hause. Da hatte sich vieles verändert. Mein Bruder Max war gefallen, meine Schwester Emma lag hoffnungslos an einer Lungenkrankheit danieder. Unser altes Haus gehörte jetzt der Frau und den Kindern meines gefallenen Bruders. Die Mutter und die Schwestern erwogen bereits ihre Übersiedelung in ein kleineres Anwesen im Dorfe.

Nach Ablauf des Urlaubs meldete ich mich wieder auf der Schreibstube meines Truppenteils, wurde abermals untersucht und ins Barackenlazarett Oberwiesenfeld eingeliefert. Magenkatarrh, hieß es. Schrimpf, der damals im Bezirkskommando diente, besuchte mich etliche Male.

Wieder auf der Schreibstube erscheinend, wurde ich vom Wachtmeister gewichtig empfangen. Er erkundigte sich nach meinem Gesundheitszustand und fragte: „Wollen Sie wieder zu Ihrer Truppe? Eben hat Ihr Major geschrieben." Ich freute mich sehr, wieder zu meinen alten Leuten zu kommen, wurde neu eingekleidet und kam dieselbe Nacht noch fort. Zum Glück wurde ich einem nach Osten gehenden Transport zugeteilt, der beauftragt worden war, mich in Markgrabowo abzuliefern. Meine Unkenntnis im Bahnfahren hätte mich vielleicht nach einem ganz anderen Ort gebracht.

Digitized by Google

Unseren Stab traf ich sehr häuslich eingerichtet und bedeutend erweitert an. Von den alten Leuten aber waren nur mehr Peperl, Dreier und der kleine Kraftfahrer da.

„Zur besonderen Verwendung..."

Die ersten Tage verliefen ohne daß man richtig Notiz nahm von mir. Dann wurde ich als Ordonnanz verwendet, mußte im Bureau sitzen und Telegramme zur Post tragen. Meistens blieb ich — obwohl die Post höchstens zehn Minuten entfernt war — sehr lange aus. Mich interessierten die Teebuden, die Volkstypen und die verwüsteten Häuser viel mehr. Ich suchte die umgekrempelten Räume durch, schnüffelte nach Büchern und las sie. Es fragte auch kein Mensch nach mir. Ich schien unverwendbar zu sein. Der Diener des Majors wurde krank. Ein anderer war nötig. Jeder machte sich weg. Keiner hatte Lust, den Posten zu übernehmen und sich wegen der geringsten Kleinigkeit einsperren zu lassen.

Peperl, der Unteroffizier, kam zu mir und sagte gewichtig: „Graf, du mußt Majorsdiener werden. Mach' dich fertig und geh hinauf zum Major. Aber stell' dich nicht so dumm, sonst müssen wir uns alle schämen, und ich kann wieder die Suppe für alles ausfressen."

Ich tat, wie mir geheißen, zog mich an, ging zum Major hinauf.

„Befehl, Herr Major, — Verzeihung, ich soll Ihr Diener werden", sagte ich und stellte mich stramm, legte die Hand an die Hosennaht.

Der Major maß mich, sagte sein langgedehntes: „Ja."

Ich stand einen Augenblick unschlüssig und sagte alsdann stotternd: „Ich möchte Herrn Major bitten, sagen zu dürfen, daß ich kein Talent dazu habe. Ich habe noch nie eine solche Stelle gehabt."

„Das müssen Sie eben lernen", sagte der Major kurz und entließ mich. Ich ging hinunter, legte mich auf meine Matratze und las weiter. Der Unteroffizier kam und sagte: „Bist du sein Diener?"

Digitized by Google

Ich nickte. Peperl lachte, machte aber sogleich wieder ein ernstes Gesicht und meinte wohlwollend: „Das ist ja nicht so schlimm, wenn man den Major zu nehmen versteht. Ein feiner Posten! Brauchst den ganzen Tag nichts tun.“ Ich räsonierte: „Das mach' ich nicht lang, dafür garantiere ich. Glaubt ihr vielleicht, ihr könnt mich strichen?“

Das Peperlgesicht wurde zornrot: „Soll ich vielleicht den Diener machen! Ich kann doch nichts dafür, wenn ich vom Leutnant den Befehl erhalte.“

„Geh,“ sagte ich höhnisch und drehte mich um, „ihr seid lauter falsche Kerle.“ Schon sprang Peperl auf und pustete: „Mach's anders! Mich geht's nichts an. Ich will dir nichts.“

„Ist schon gut, schon gut,“ höhnte ich und vertiefte mich in mein Buch, „wirst ja sehen, wie schnell ich kein Majorsdiener mehr bin.“

Das gab Peperl den Rest. Er rannte davon und schlug die Türe mit aller Gewalt zu.

Der Offizierskoch kam und sagte, ich müsse ihm helfen. Ich ging mit ihm in die Küche hinauf. Er zeigte mir das Servieren. Dann kamen die Herren zum Essen, und die Sache begann. Ich war sehr datterig, vergoß die Suppe, streifte mit dem Ärmel beim Hinüberreichen ins Gemüse und war hilflos dieser diffizilen Arbeit gegenüber.

„Ich bin doch Trainsoldat und Stallknecht! Was habe ich mit solchem Zeug zu tun“, petterte ich beim Koch. Das war ein biederer Klempnermeister aus Berlin. Er schnitt ein Stück Fleisch ab, stellte es mir hin: „Friß, Mensch! Nur die Ruhe. Nur die Ruhe!“ Ich aß und schwieg.

„Morgen wird verladen,“ sagte Pepperl, „die Offiziere fahren heut' schon weg, du mußt mit dem Major im Auto mit.“ Ich ging zum Koch hinauf. Der Major sah zur Türe herein, rief mich. Ich folgte ihm in sein Zimmer.

„Packen Sie meine Sachen zusammen, und machen Sie sich fertig“, befahl er, sah mir zu. Als ich seinen Koffer fertig hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb.

„Und dann meine graue Kaffeekanne suchen Sie mir in der Küche“, sagte er, mir den Rücken zugewendet.

Digitized by Google

„Befehl, Herr Major", sagte ich beflissen und verschwand in die Küche. Ich hatte nicht verstanden. Und nun ging das Suchen in der Küche an.

Endlich hatte ich das, was ich verstanden hatte. Es war eine graue Azetylenlaterne. Ich trat in das Zimmer des Majors: „Befehl, Herr Major!" und hielt die Laterne hin.

Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Ich habe doch gesagt die graue Kaffeekanne!" Er sah mich groß an. Ich stand schweigend.

„Geh'n Sie hinunter. Ich kann Sie nicht brauchen!" brummte er sodann. Ich machte eine ungeschlachte Wendung und ging zur Tür hinaus. Damit war meine Dienerschaft erledigt. Ich war wieder das fünfte Rad am Wagen unseres Stabes. Wir kamen nach Lyda. Als wir dort abzogen, kam es zu einem wütenden Zusammenstoß zwischen mir und Peperl. Von da ab waren wir Feinde. Ich sollte ein Schloß zum Vorhängen suchen und warf zuguterletzt dem Herrn Unteroffizier, der mir sehr aufdringlich zu Leibe rückte, alles hin, was mir in die Hände kam, bedrohte ihn aufs schimpflichste und rannte ihm mit gezogenem Bajonett nach. Er lief wie ein Hase und schrie aus dem verschlossenen Wagen: „Das kostet dich Festung, paß auf!"

„Meinetwegen stellt ihr mich an die Wand!" brüllte ich und ging in meinen Viehwagen zu den Pferden. Wir fuhren durch ödes, schützengrabendurchfurchtes Land und landeten in Waca. Das war ein Schloß und etliche Häuser. Ein Weiher war in der Nähe. Es ging schon in den Frühling. Ich schlug mit meinen Pferden ein entferntes Quartier auf. Peperl meldete nichts.

Es gab schöne, faule Tage und eine drückende Langeweile. Ich lag den ganzen Tag in meiner Hängematte, die ich mir irgendwo aufgetrieben hatte, und las. Eines Tages ging es weiter vor. Ungefähr 50 Kilometer vor Kowno. Wir hatten ständiges Wagenquartier. Von fern donnerten die Kanonen, und wenn ein klarer Tag war, hörte man sogar das Rattern der Maschinengewehre. Vor uns lagen die unserem Stabe unterstellten Eisenbahnbaukompagnien, Preußen.

Digitized by Google

Da kam es auch zu Verlusten. Eine Kompagnie, die sehr weit vorne war, litt besonders. Es ging wieder weiter zurück.

Dann plötzlich fiel Kowno. Der Major soll als Erster mit dem Auto drinnen gewesen sein und nachher dafür das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten haben.

Kowno war furchtbar mitgenommen. Wir fuhren vor bis zum Memelstrand, luden aus und bewegten uns an leichengefüllten Schützengräben vorbei, durch zerschossene Forts über die Memelbrücke in die Stadt. Am Anfang des andern Flußufers lag ein Schutthaufen. Man sah ungeheuer viel Betrunkene am Schutthaufenrand kauern. Polen, Juden, Soldaten, Mädchen, Kinder, Weiber — alles gröhlte uns entgegen, alles war betrunken. Infanteristen tranken aus Feldgeschirren, Einheimische aus Eimern, immerzu. Alles lachte, wankte. Man sah die Menschen aus der Erde kriechen mit schäumenden Gefäßen. Brüllend scharten sich die Leute, tranken. Es war eine zerstörte Brauerei. Nur der Keller war verschont geblieben. Wir sprangen hinzu, schlüpften in die Kellerlöcher. Da wurde Unbeschreibliches geleistet. Riesige Bierfässerparaden standen im Zwielicht. Leute hielten Eimer unter, Feldkessel, Konservenbüchsen und gröhlten besoffen. Ein Infanterist nahm einen Pickel, schlug auf ein Faß ein. Es krachte und auf einmal spritzte die Flüssigkeit zischend in die Menschen. Alles überrumpelte sich, watete auf die Ausgangslöcher zu, denn die Flut stieg, stieg. Patschnaß und bierstinkig kamen wir an die Luft.

Als wir in unserem Quartier ankamen, waren wir betrunken; ließen alles stehen und liegen und legten uns in die durchwühlten, zerstörten Zimmer. Peperl stand verzweifelt an der Tür und schrie, beinahe weinend, seine bittenden Befehle: „Spannt doch aus, richtet doch alles! Wir werden ja alle eingesperrt." Keiner hörte. Alles drehte sich so schön im Kreise. Am andern Tag kam der Major und der Leutnant mit dem Auto von der Front zurück. Alles war getan. Peperl hatte alles besorgt. Sogar mir, seinem Feinde, hatte er die Pferde untergebracht. Es war gut. Wir lagen fest. Es gab wenig zu tun. Meistens lungerte ich durch die schöne Stadt,

Digitized by Google

schnüffelte die Häuser durch. Ich brachte Papier für unser Bureau. Fand ein wundervolles Briefmarkenalbum. Peperl war scharf darauf, wollte es gern haben.

„Wem gehört denn das Album?" fragte er Dreier verlegen.

„Dem Graf", sagte der.

„So, gibt er's nicht her?" fragte Peperl.

„Mußt ihn fragen", gab ihm Dreier zurück.

Das Bier war von der Etappenkommandantur beschlagnahmt, der Zutritt in die Brauerei verboten. Am Bahnhof gab es literweise zu kaufen für vierzig Pfennig. Aber wir hatten alle kein Geld.

Dreier kam: „Du, der Peperl will dein Album!"

„Das ist ein Vermögen wert", brüstete ich mich.

Peperl hatte an der Tür gelauscht. Ich merkte es. Er trat plötzlich ein und stand verlegen da.

Ich spielte den Feindlichen. Wandte mich ab.

Peperl stieß Dreier.

„Frag' ihn doch, was geht das mich an", sagte Dreier.

Über und über rot fragte mich Peperl schüchtern: „Du Graf, gibst du dein Album nicht her?"

„Für 300 Mark kannst du's haben", warf ich ihm hin.

Peperl besah sich das Objekt gierig, ging wieder hinaus und vor ins Bureau.

„Paß auf, der muß schwer blechen. Das gibt einen Suff für den ganzen Stab", sagte ich zu Dreier.

Den andern wurde es gesagt. Peperl wurde indirekt bearbeitet. Es wirkte. Abends erzählte er uns von Kontributionsgeldern in Bälde.

Wir spitzten schon.

Tiefatmend trat auf einmal Peperl an mich heran: „Also Graf, 200 Mark kriegst du."

„Was," donnerte ich, „lieber werf' ich das ganze Zeug in den Ofen."

„Sagen wir zweihundert und eine Zeche für den ganzen Stab", sagte der kleine Kraftfahrer.

Peperl wand sich, kratzte sich den Kopf an der Seite.

Digitized by Google

„Überhaupt, was ist's mit den Kontributionsgeldern?" riefen alle.

Peperl wurde wirr, beteuerte: „Ich hab's doch noch nicht!"

„Dann schmeiß wenigstens eine anständige Zeche heute", riefen wieder einige.

Das Eis war gebrochen.

„Also Graf, zweihundert und eine Zeche", gab Peperl zu.

„In Gottes Namen, da hast du's", sagte ich scheinbar unzufrieden. Dann ging's zum Bahnhof. Ein wüstes Saufen begann. Peperl wurde unruhig. „Genug, genug!" wimmerte er. Wir hörten nicht.

Weiter, immer weitere Runden wurden bestellt. Peperl saß wehrlos und brach da und bezahlte mechanisch. Zuletzt waren nur Dreier, der kleine Kraftfahrer und ich noch da. Peperl hatte sich heimlich davon gemacht und die andern waren auch weg. Wir sangen Trinklieder und machten den ganzen Saal toll. Endlich zogen wir, furchtbar auf Peperl schimpfend, ab. Um neun Uhr hieß es daheim sein. Es war schon weiter drüber.

An einer Ecke pißten wir.

Auf einmal schrie Dreier davonstürzend, und Römer, den kleinen Kraftfahrer mitziehend: „Der Major und der Leutnant, saus Graf!" Weg waren sie.

Ich zuckte zusammen. Die beiden Offiziere standen schon da. Ich machte, ohne mich vorher in Ordnung gebracht zu haben, erschreckt und verwirrt eine Kehrtbewegung und stand stramm da.

Die beiden Offiziere starrten wortlos auf mich, schüttelten die Köpfe. „Der Mann ist doch nicht normal", sagte der Major und der Leutnant kläffte: „Schauen Sie, daß Sie nach Hause kommen, Sie Trottel." Ich schloß meine Hosenöffnung und ging beteppt weiter, fing auf einmal zu laufen an. Die beiden waren in einer Seitengasse verschwunden.

Am andern Tage wurde ich dem Leutnant vorgeführt. Es gab einen wüsten Krach. „Der Schandfleck des ganzen bayerischen Heeres sind Sie!" brüllte der in einem fort. Ich mußte

Digitized by Google

zehmal Kehrtbewegungen im Bureau machen und bekam vier Tage „Strengen".

Von da ab war ich sozusagen nicht mehr normal. Es wurde schon gemunkelt, daß der Major sich mit dem Gedanken trüge, mich auf meinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.

Aber wir kamen noch weit, und die Zeit strich hin. Wilna schwamm wie eine märchenhafte Erinnerung vorbei. Russische Andacht gab sich als Erlebnis, und die goldenen Kuppeln der Kirchen blieben unvergeßlich.

Die andern machten Weibergeschichten. Ich las. Es hieß schon: „Der Narrenhausbruder."

Der Kampf beginnt

Ein Brief kam, daß Jung desertiert war, und nun in der Irrenanstalt säße. Es ging die Rede durch den Stab, vor Kowno hätte ein Regiment gemeutert; vor Wilna hätten Truppen den Befehlshabern die Gewehre und die Kriegsauszeichnungen vor die Füße geworfen und gesagt: „Für ein Kommißbrot lassen wir uns nicht niederknallen!" Die Kraftfahrer erzählten, gefangene Russen würden an der Kampflinie verwendet und streikten, gingen nicht mehr aus den Eisenbahnwägen und erfrören dutzendweise; wollten nichts mehr essen und seien erst durch Prügel wieder zahm gemacht worden. Ferner saß in jedem Eisenbahner ein Groll gegen unseren Major. „Den trifft es bei der nächsten Gelegenheit", munkelte man. Es war entsetzlich kalt. Das Wasser, das von dem nahen Brunnen geholt wurde, hatte bei der Ankunft eine Eiskruste auf der Oberfläche. Meine Füße waren gefroren. Ich stand unbeweglich und starr im Viehwagen; ließ die Kälte über mich kommen. Weiter ging die Fahrt, durch unendliche Schneefelder. An einer Station sah der Major in unseren Viehwagen. Ich war nicht da, holte Tee in der Küche. Der Pferdebursche schlief. Er bekam „Strengen". Am Ende der Fahrt sollte er ihn absitzen. Er saß ganz blöd da und sagte immerzu: „Ich bin ruiniert. Das kommt in meinen Militärpaß. Meine

Digitized by Google

Existenz ist kaput. Ich habe eine Familie!" Er war in Zivil schon Pferdediener bei Freiherren und Grafen gewesen. —

Ich sagte: „Lang mach' ich den Schwindel nicht mehr."

Der andere jammerte: „Ich bin ruiniert!"

Ich sagte: „Scheiße!"

Endlich waren wir am Ziel. Rakischky hieß das Nest. Es war ein kleiner Ort. Weit in den Schneefeldern hielt unser Bauzug. Ausladen hieß es. Ich war starr gefroren. Die andern brachten Schnaps und heißen Tee. Es ging wieder. Ich zog meine Pferde aus dem Wagen. Der Pferdebursche meldete sich krank. Ich hatte also auch seinen Krempel noch zu machen. Die andern halfen mir. Der Bagagewagen wurde herabgehoben. Ich spannte die Pferde vor, hängte die zwei des Majors und den Fuchsen des Leutnants hinten an den Bagagewagen und fuhr los. Die Offiziere waren mit den zwei Kraftfahrern vorausgefahren. Peperl und die andern fuhren mit einem Lastkraftwagen ins Dorf zum Quartiermachen.

Ich setzte mich allein mit meinem Krempel in Bewegung. Trainkolonnen zogen vorbei, Lastkraftwagen ratterten plump, Armierungssoldaten schaufelten Schnee weg.

Anfangs sah ich scharf auf die angehängten Offizierspferde. Dann kam eine vollkommene Gleichgültigkeit über mich. Der Weg war weit. Ich saß stocksteif auf dem Bock und ließ die vorgespannten Gäule dahinplempern, kauerte mich in meinen Pelzmantel. Als ich ankam, waren die angehängten Offizierspferde weg.

Der Leutnant kam: „Wo sind die Gäule!"

„Verschwunden!" war meine Antwort.

Der Offizier fing zu kläffen an: „Wenn die Pferde nicht in zwei Stunden da sind, können Sie sich auf Degradierung zum Soldaten zweiter Klasse, strengen Arrest und sofortige Zurückschickung in Ihr Ersatzbataillon gefaßt machen. Stehen Sie stramm, Kerl! Trottel, was glauben Sie denn!"

Ich stand stumm und steif da. Der Leutnant ging ins Haus.

Peperl kam gerannt: „Ja Graf, Graf!"

Digitized by Google

„Sollen sie machen, was sie wollen. Ich bin erfroren!“ brummte ich und biß die Zähne knirschend aufeinander, schlug meine Hände warm und schirrte meine zwei Fuhrpferde aus, führte sie in ein Zimmer des Hinterhauses und band sie provisorisch an.

Die andern kamen gerannt: „Ja Herrgott, Mensch! Du bist ja irrsinnig!“

„Mich friert!“ brüllte ich.

„Zimperlicher Schuft! Weiter, los! Wir helfen dir suchen! Glaubst du, wir lassen uns wegen solcher Dummheit alle in den „Strengen“ kochen?“ zeterten sie alle. Abends erst hatten wir die Pferde wieder. Eine vorbeifahrende Trainkolonne hätte sie aufgefangen. Auf dem einen Majorsgaul ritt bereits ein Feldwebelleutnant. Ich ging zum Leutnant, meldete die Wiedergewinnung der Pferde.

„Die Sache soll Ihnen teuer zu stehen kommen, Sie Kerl!“ zischte der. Dann ließ er mich wieder etliche Kehrtbewegungen machen und abtreten.

Der Kampf beginnt, dachte ich im Hinausgehen. Andern Tages holte mich Peperl.

„Was ist denn mit dir? Du zitterst ja und bist bleich wie eine Leiche?“ fragte ich ihn.

„Sie hauen dir die Strafe hinauf“, sagte er raunend.

„So,“ sagte ich, „es geht also schon an.“

„Der Major ist drei Tage nicht da. Du mußt zum Leutnant hinunter, der ist Stellvertreter. Aber gemeldet muß es dem Major doch werden“, berichtete Peperl weiter.

Ich ging hinunter ins Bureau des Leutnants.

„So, da sind Sie“, fuhr mich der an und verlas einen schreibmaschinengeschriebenen Bogen, der besagte, daß ich sofort zu drei Tage Strengen verurteilt sei.

Ich stand stramm da und hörte mir die Sache an. Dann kam Peperl und führte mich in ein russisches Gemeindehaus in der Nähe. Dort ließ er sich vom Arrestfeldwebel, einem alten Erzgebirgler, die Einlieferung bestätigen und verließ mich bedrückt. Ich lächelte ihm ins Gesicht.

Digitized by Google

„So, Kamerad, kommen Sie, dahinten ist ein Stübchen, ist noch warm, legen Sie sich gleich nach", sagte der Feldwebel und sperrte mich in einen kleinen, dunklen, warmen Raum, der nur eine hölzerne Pritsche enthielt. Holz lag noch da. Ich begann sofort nachzuheizen und legte mich auf die Pritsche, döste langsam ein.

Wir bekamen das gleiche Essen wie im Dienst und mußten — es waren ungefähr fünfzehn Sträflinge und ein Pollackenweib, das wegen Unzucht hier untergebracht war — am Tage zirka zwei Stunden Holz sägen und spalten für unsere Zellen.

Da kamen kleine Judenknaben, brachten uns Zigaretten und Weißbrot. Der Feldwebel war ein loyaler Mann, ließ alles geschehen. Zwei alte Landstürmler bewachten uns und sahen zu. Einer davon holte mir von unserm Quartier Bücher, die ich an der Fensterlucke las.

„So was ist ja glänzend," sagte ich dem, „da geh' ich überhaupt nicht mehr hinaus. Was schert mich der Mist vom Stab."

„Ist alles müd' von der langen Kriegszeit", sagte der.

Am dritten Tag kam ich heraus, ging zum Leutnant und meldete mich. Alle Kameraden sahen mich schief an.

„Na, hoffentlich hat Ihnen die Sache den Kopf zurecht gedreht," sagte der Leutnant, „aber das Nachspiel kommt noch. Abtreten!" Und wieder kamen die bekannten Kehrtbewegungen.

Ein mysteriöser Brief kam aus Berlin: „Schreibe nicht mehr! Jung aus Dahlem fort. Auf der Flucht. Polizei forscht überall."

Ich wußte nur, daß Schrimpf unterdessen in Berlin sich niedergelassen hatte, schrieb nicht mehr und wartete ab. Es kam nichts. Auf Umwegen erfuhr ich, daß Jung aus der Irrenanstalt geflüchtet war und nach Wiedereinlieferung bald entlassen wurde. Als er desertierte, bekam Schrimpf wegen Begünstigung Haftbefehl — er war damals noch in München — und mußte eine fünfwöchige Untersuchungshaft über sich ergehen lassen.

Ich schrieb einen Zettel: „Trainsoldat Graf bittet Herrn Major um einen zweiwöchigen Urlaub, und zwar hat er eine

Digitized by Google

Woche in Berlin geschäftlich zu tun und eine Woche infolge familiärer Angelegenheiten zu Hause." Ich zögerte, trug den Zettel drei Tage herum.

„Mensch, warum tutst du denn nichts?" fragten mich die Kameraden.

„Ich habe Ruhetage nach dem Arrest", gab ich ihnen zur Antwort.

Sie schüttelten bedenklich die Köpfe und schwiegen. Aus Angst besorgten sie meine Pferde. Nachmittags ließ ich die Gäule der Offiziere etwas im Freien herumlaufen. Der Fuchs des Leutnants lief weg. Der Leutnant versuchte es mit etwas geduldigeren Worten: „Schämen Sie sich doch!" Alle suchten wir und wieder wurde das Vieh gefunden. Der Leutnant wollte es vertuschen, aber der Major erfuhr es trotzdem. Der Leutnant bekam einen leisen Vorwurf. Jetzt war es aus. —

Eines Abends legte ich auf den Schreibtisch des Majors mein Urlaubsgesuch.

Andern Tags in der Frühe kam Peperl atemlos: „Du mußt zum Major!"

Ich meldete mich bei demselben.

„Sie haben da um Urlaub eingegeben," sagte der, mein Gesuch in der Hand haltend, „Urlaub ist eine Belohnung. Nach Ihrer Führung kann ich Ihnen keinen Urlaub geben, und überhaupt" — seine Stimme schwoll drohend — „wollte ich Sie schon längst wieder einsperren lassen wegen des weggelaufenen Fuchsen vom Herrn Leutnant, Sie nachlässiger Kerl. Sie! — — Ich will Sie überhaupt auf den Geisteszustand untersuchen lassen. Machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

Ich machte Kehrt und ging hinaus, schritt lächelnd durchs Bureau und schrieb oben auf unserer Dachstube abermals einen Zettel: „Trainsoldat Graf bittet Herrn Major um Bestrafung wegen Weglaufenlassens des Fuchsen", wartete den Abend ab und legte den Fetzen abermals auf den Schreibtisch des Majors.

Niemand wußte davon. Meine ganzen Kameraden waren weit von mir abgerückt. Sie hatten eine Höllenangst. Nur ein Elsässer ließ sich manchmal mit mir ins Gespräch ein.

Digitized by Google

Zu dem sagte ich: „Der Krieg wird nie aufhören, wenn wir nicht einzeln anfangen zu revoltieren."

„Was hast du davon, wenn du gegen diesen Block kämpfst? An die Wand stellt man dich und knallt dich nieder, oder du kommst auf Festung und krepierst langsam", antwortete der.

„So oder so. Es ist mir ganz gleich", sagte ich und fügte hinzu: „Die Behandlung ist noch viel zu gut. Es muß soweit kommen, daß man uns bloß mehr mit Hundepeitschen traktiert, dann stemmen wir uns dagegen. Die Unterdrückung muß unerträglich werden, dann kommt eine Änderung!"

„Da hast du ja recht," stimmte er mir dann raunend zu, „aber hüte dich. Es gibt falsche Schufte überall. Als einzelner was machen, ist eine schlimme Sache und hat vor allem keine Wirkung, der Schwindel geht doch weiter."

„Sollen ihn andere weitermachen. Ich mag nicht mehr!" sagte ich.

„Könnt ihr euer Maul gar nicht halten", brummten die andern aus ihrem Stroh.

Wir schwiegen.

Am Morgen kam wieder Peperl totenbleich und atemlos angestürzt: „Du mußt zum Major hinunter. Der schaut hundegrimmig!"

Ich lachte.

Auf dem Hof traf mich der Leutnant, sagte verächtlich: „Trottel!"

Ich straffte meinen Körper, trat beim Major ein.

„Drei Tage Strengen!" war der Schluß einer großen Schimpferei. Peperl führte mich wieder ins Gemeindehaus. Man empfing mich mit der gleichen, selbstverständlichen Freundlichkeit. Dies gefiel mir. Immerzu, dachte ich, was schert mich der Militärpaß, ich zerreiße ihn ja doch.

Vor Langeweile zeichnete ich die Wände meines Arrestraumes voll und schrieb an alle Ecken und Enden: „Nieder mit dem Krieg!" oder „Die Masse macht es nicht! Der einzelne muß es machen!"

Aber es kam keine Razzia.

Digitized by Google

Nach meiner Entlassung krepierte ein Zuggaul an Kolik. Wir zogen ihn aus dem Stall und ließen ihn liegen.

Als ich dem Leutnant dies meldete, sagte er zynisch: „Der Gaul muß abgezogen werden. Sie haben ihn abzuziehen und die Haut zu bringen!"

„Verzeihung, Herr Leutnant, ich bin kein Metzger", sagte ich.

„Halten Sie ihr Maul! Sie haben den Gaul abzuziehen. Abtreten!" befahl er schroff.

Ich ging hinauf und legte mich ins Stroh.

Es wurde Abend.

„Du mußt zum Leutnant", sagte Dreier heraufkommend.

„Haben Sie den Gaul abgezogen?" fragte der Leutnant verbissen.

„Ich kann das nicht. Es ekelt mich", antwortete ich.

„Wenn der Gaul bis morgen mittag nicht abgezogen ist, haben Sie Festung", drohte der Mann feirend.

Ich sagte abermals im gleichen Ton: „Verzeihung, Herr Leutnant, ich bin kein Metzger!"

„Hinaus!" schrie er. Ich ging wieder hinauf und legte mich schlafen.

In der Frühe ging ich wieder zum Leutnant: „Verzeihung, Herr Leutnant, ich kann den Gaul nicht abziehen!"

„Hinaus!" brüllte der wieder und schrie mir nach: „Holen Sie sich vom Pferdelazarett zwei Russen und lassen Sie sich helfen, und dann aber fix."

Ich ging ins Pferdelazarett, holte zwei Russen, gab ihnen Pickel und Schaufel und sagte: „Rußki! Rußki! Loch! Loch! Hier!", machte ihnen Zeichen. Die beiden verstanden, gruben die gefrorene Erde auf. Unterdessen nahm ich ein Beil und schlug dem toten Gaul, der durch und durch gefroren war, Füße und Hals ab, warf sie in die Grube und dann den Leib drauf. Dann deckten wir zu.

Mittag kam der Leutnant auf mich zu: „Was ist mit dem Gaul?" Und sah auf die Stelle, wo der Gaul lag.

„Hier ruht er, Herr Leutnant", antwortete ich und sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Und die Haut?" fragte er zornrot.

Digitized by Google

„Verzeihung, Herr Leutnant, der Gaul war vollkommen gefroren, und die Därme haben hinten herausgehangen", sagte ich.

„Hie Haut!" schrie der andere.

„Auch die Russen haben es nicht fertig gebracht", sagte ich.

„So," begann der Leutnant zu poltern und machte einen drohenden Schritt auf mich zu, „also Sie wollen Festung? Das können Sie haben! Was suchen Sie weiter bei uns, Sie! Sie!" Er bebte am ganzen Körper vor Wut.

„Ich wollte es Ihnen schon lange sagen, Herr Leutnant, ich möchte zu einem anderen Truppenteil, denn hier bekomme ich nur Strafe auf Strafe. Ich bin, glaub' ich, nicht recht geeignet für den Stabsdienst", sprach ich ruhig.

„So, hm, auf der Festung können Sie sich das überlegen, Sie Bursche!" polterte mein Vorgesetzter und fuhr im gleichen Tone fort: „Was bilden Sie sich eigentlich ein! Glauben Sie vielleicht, für Sie wird eine Extrawurst gebraten? Wir stellen Sie sich das eigentlich vor, Sie Idiot?"

„Ja, ich denke, man schickt mich wieder zu meinem Ersatztruppenteil und der reiht mich in eine andere Formation ein", sagte ich unentwegt.

Das verblüffte den Mann einen Augenblick. Er musterte mich, sagte kurz: „Warten Sie! Sie werden schon sehen!" Ging.

Zwei Tage verliefen.

„Geh' doch in den Stall, Mensch! Du kriegst ja zehn Jahre Festung", wimmerten meine Kameraden.

Ich rührte mich nicht vom Fleck.

„Ich bin krank! So oder so kaput, ist gleichgültig!" antwortete ich ihnen.

Am zweiten Tag abends 5 Uhr mußte ich zum Leutnant: „Sie haben binnen einer Stunde feldmarschmäßig bei mir zu erscheinen", war der knappe Befehl.

„Was ist denn los, Herr Leutnant?" fragte ich harmlos.

„Abtreten! Hinaus!" donnerte es zurück.

„Gut", brummte ich entschlossen im Hinausgehen, fast für mich.

Digitized by Google

Und wieder sahen mich alle Kameraden mit einer merkwürdigen, stummen Fremdheit an, fast als ob sie mich fürchteten.

Nach zirka zehn Minuten kam ich feldmarschmäßig ins Leutnantbureau, stellte mich stramm hin und sagte: „Zur Stelle!"

Der Leutnant drehte sich rasch um und sah mir verächtlich ins Gesicht, sagte in schadenfroher Tonart: „So, und nun begeben Sie sich zur preußischen Landwehreisenbahnbaukompagnie Nummero zwei, damit Sie mal schippen lernen!"

Ich begann ein ganz klein wenig zu zittern, straffte aber sogleich wieder meinen Körper und sagte: „Möchte Herrn Leutnant melden, daß ich den Befehl niemals befolgen werde!"

Der Leutnant warf sich ruckhaft einen Schritt vor. Ein preußischer Offizier, der am andern Schreibtisch saß, schnellte wie eine Matratzenfeder empor und beide brüllten zu gleicher Zeit: „Was?"

Die Tür des Majorskabinetts öffnete sich, und der Major fauchte herein: „Was hör ich hier? Befehlverweigerung!" Und ein Blick bohrte auf mich ein.

Ich wandte mich bebend herum und sagte wieder in der gleichen Tonart wie vorhin: „Möchte Herrn Major melden, daß ich den Befehl des Herrn Leutnants niemals befolgen werde!"

Ein lautplärrendes Stimmengewirr zischte um mich. Drohend deutete der Major an die Tür: „Hinaus! Hinaus!"

Am ganzen Körper bebend ging ich hinauf und legte mich, ohne den Tornister wegzuschnallen, aufs Stroh, rauchte eine Zigarette um die andere und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Es wurde Nacht draußen. Kein Mensch wagte zu Bett zu gehen. Ich beruhigte mich und las gelangweilt den Hebbelkalender.

Schritte von mehreren Leuten stampften die Stiege herauf. Durch die Ritze der Tür fiel Licht. Der Leutnant kam, leuchtete mich mit der Taschenlaterne an, sagte: „So, also hier liegen Sie!", begann einen großen Verhaftungsbefehl vorzulesen, den ich vollkommen überhörte. Hinter ihm in der Tüfter-

Digitized by Google

nis standen ein preußischer Unteroffizier in Helm und zwei Mann mit aufgepflanzten Seitengewehren.

Irgend etwas von sofortiger Inhaftsetzung wegen Befehlsverweigerung und vorläufige Unterbringung im strengen Arrest flog vorbei. Ich blieb ruhig liegen und hörte zu, ohne meine Zigarette aus dem Mund zu nehmen. Der Leutnant war ganz bleich, maß mich bohrend. Als er zu Ende gelesen hatte, sagte er: „Verstanden?"

Ich nickte.

„Wollen Sie den Befehl befolgen?" fragte er wieder.

Ich nickte und sagte: „Ja."

„So werfen Sie doch wenigstens Ihren Glimmstengel aus dem Maul", schrie er.

„Den muß ich erst rauchen", sagte ich ruhig.

Der Leutnant zuckte zusammen, besann sich einen Moment. Deutlich hörte ich seine Zähne knirschen. Dann, ohne mich nochmal anzusehen, wandte er sich an die drei preußischen Soldaten und sagte befehlsmäßig: „Wenn er nicht gehorchen will und in fünf Minuten nicht folgt, melden Sie es unten!" Und schritt durch die offene Tür, warf sie krachend zu.

Hilflos sahen mich die Preußen an.

Dumpf sagte der Unteroffizier: „Kamerad, mach' keine Dummheiten mehr, komm' mit!"

Ich erhob mich langsam, suchte mir zwei Kommisbrote und nahm sie in meine Wolldecke.

„Wollen Sie uns folgen?" fragte auf einmal der Unteroffizier wieder förmlich.

„Das seh'n Sie doch", sagte ich und nestelte an meinem Wolltuch.

„Mensch, was haben Sie sich da eingebrockt!" sagte der Unteroffizier dann wieder. Die Soldaten, die bis jetzt säulenstarr dagestanden hatten, schüttelten die Köpfe. Sie ließen mich vorausgehen und führten mich wieder ins Gemeindehaus.

Es war elf Uhr nachts geworden.

„Schon wieder da, Graf", sagte der Feldwebel und entließ die drei.

„Es gefällt mir so bei euch", sagte ich und lachte.

Digitized by Google

Ich kam in meine alte Zelle, zündete mir eine Zigarette an und ging etwas nervös auf und ab, leuchtete die Wände ab. Da hatte einer unter meine Schreibereien geschrieben: „Sehr richtig."

Ich legte mich zufrieden auf meine Pritsche und schlief erst nach langem Gedanken-Hin und -Her ein.

„Sie werden sich wundern."

Am ersten Tag in der Frühe kam der Landsturmmann mit einem Feldgeschirr voll Tee und sagte: „Trink', Kamerad. Er ist heute sogar gezuckert. Das tut gut, am Morgen so was Warmes." Und stellte den Napf hin, ging durch die geöffnete Tür und sperrte ab. Ich nahm ein paar Schluck und ließ den Rest stehen. Das Mittagessen kam. Ich berührte es nicht. Am Abend gab es zwei Rädchen Wurst. Ich legte sie hin und aß nichts. Das gleiche am andern Tag. Ich nahm nichts zu mir.

„Schmeckt es nicht?" fragte der Landsturmmann.

„Ich habe gar keinen Appetit", sagte ich und ließ alles stehen.

Der dritte Tag kam. Nichts aß ich. Krepieren mußt du, dachte ich.

„Iß doch, Kamerad," sagte der Landsturmmann fast flehend, „du gehst uns ja zugrunde". Und der Feldwebel kam, fragte: „Können Sie das nicht essen?" Ich sagte: „Ich habe absolut keinen Appetit."

„Sind Sie krank?" fragte der Feldwebel.

„Nein, ich kann nur nichts essen, sonst geht es mir gut. Wird schon wieder kommen," sagte ich harmlos. Der Magen knurrte. Aushalten, dachte ich, und schluckte das Magenknurren hinunter. Pollackenknaben kamen und verkauften mir heimlich Zigaretten, schlichen wieder fort. Ich stand den ganzen Tag am Fenster und blies den Rauch durch die Gitter, damit man nichts roch. Die Kontrolle war sehr milde. Nie sah jemand nach.

Am Morgen des vierten Tages hörte ich eine fremde Stimme vor meiner Tür. Der Leutnant von der Etappenkommandantur

Digitized by Google

kam herein mit dem Feldwebel. Ich sollte stramm stehen und Meldung machen, blieb aber auf der Pritsche liegen. Er schlug Krach.

„Warum essen Sie denn nichts? Sind Sie krank?" fragte er, mich scharf musternd.

„Nein, aber ich habe keinen Appetit, Herr Leutnant", sagte ich.

„So — wissen Sie auch, daß man Sie zum Essen zwingen kann", drohte der Leutnant.

„Jawohl, Herr Leutnant, aber nicht zum Appetit", gab ich zur Antwort.

„Sie scheinen mir ja der richtige Drückeberger zu sein", polterte der Offizier und fuhr höhnisch fort: „Na, man ist schon mit andern fertig geworden als mit Ihnen. Sie essen schon!"

Den ganzen Gang vor räsonierte er von Gewaltanwenden. Ich dachte unwillkürlich an die fünfzehnhundert Russen, die an der Front zu Arbeit und Essen mit Prügeln gezwungen wurden.

Aber ich aß nicht. Der schlimmste Tag, der dritte, war vorüber. Der Magen hatte sich an das Hungern gewöhnt. Ich rauchte in einem fort oder lag auf der Pritsche. Bald werde ich zusammenbrechen, dachte ich.

Der fünfte Tag ging zu Ende. Unseren Leutnant hörte ich vorne: „Hat er sich schon entschlossen, zu essen?"

„Nein, Herr Leutnant", antwortete der Feldwebel.

„Na soll er eben hungern, wenn es ihm Spaß macht", sagte der und entfernte sich wieder.

„Kamerad, iß doch," flehte der Feldwebel, fast wie ein Vater, „du kommst zu Muttern heim."

Aber ich blieb unerbittlich. Frei werden oder krepieren, dachte ich. Hungerte, rauchte oder lag auf der Pritsche.

In die Nebenzelle wurde ein ostpreußischer Trainsoldat eingeliefert. Er sang den ganzen Tag, klopfte und unterhielt sich mit mir nachmittags im Hof beim Holz kleinmachen. In der frischen Luft fühlte ich eine leise Schwäche. Endlich, dachte ich.

Digitized by Google

Immerzu rauchte ich. Der sechste Tag verging, der siebente und der achte, ohne daß ich was von Zusammenbruch spürte. Nur meine Schwächezustände nahmen zu. Die Landstürmler und der Feldwebel waren verzweifelt.

„Willst du dich krank melden?" fragte man mich.

„Mir geht's ganz gut", antwortete ich und lächelte zufrieden.

Wenn ich auf der Pritsche döste, fingen die Gegenstände langsam an zu verschwimmen. Alles schwebte. Fremde Bilder kamen. Aber ich war ganz bei Sinnen, hörte noch immer deutlich den Ostpreußen singen: „Wir sitzen wohl zwischen vier Mauern und klagen einander die Not . . ."

Der Major kam angeritten, fragte, ob ich schon äße. Nein, hieß es. Er ritt wieder fort.

Ich begann mich zu wundern. Unruhe kam. Nichts geschah. Auch zugrunde ging ich nicht.

Mittags am neunten Tag klopfte ich an die Tür. Die Leute kamen ängstig daher.

„Ich möchte entlaust werden", bat ich.

Die ganzen Gesichter fielen in ihre alte Trübseligkeit und etliche schüttelten die Köpfe. Ich mußte meine Sachen zusammenlegen. Zwei Landsturmmänner nahmen mich in die Arme und führten mich vorsichtig wie einen Schwerkranken durchs russische Dorf.

Auf der Straße sah ich Dreier und den kleinen Kraftfahrer. Sie schauten weg. Ich machte mit aller Anstrengung ein todernstes Gesicht.

Die Landsturmmänner halfen mir beim Entkleiden und trugen meine Kleider hinaus in den Entlausungsapparat. Ich stieg ins heiße Wasser. Neben mir in den Badewannen lagen Urlauber und unterhielten sich laut lachend.

Rasend schnell kam die Schwäche. Von den Füßen stieg sie herauf zum Kopf. Der kalte Schweiß kam mir.

„Kamerad," sagte ich zu meinem Nebenmann, „mir ist furchtbar schlecht, hast du nicht einen Schluck Rum?" Die Landstürmler sprachen draußen mit den Entlausungswärtern.

Digitized by Google

Der andere reichte mir die Feldflasche. Es war richtiger Frontrum. Ich machte einen großen Schluck, gab eilig die Feldflasche zurück.

Ein Zittern erfaßte mich, Schwindel kam. Verschwommen sah ich die Landstürmler herankommen, wollte aufstehen und fiel peitschend zurück in die Wanne. Laute summten um mich.

Nachher erwachte ich in einem warmen Zimmer. Ein Arzt war über mich gebeugt, manipulierte mit einem Instrument an meinen Augen. Aber alles schwebte nur. Jemand fragte immerzu nach meinem Geburtstag und was wir heute für einen Tag hätten.

Die Stirn wurde mir eingerieben. Ein scharfer Geruch kam in meine Nase. Ich öffnete die Augen weit. Immer noch der Arzt. Dahinter ein Sanitäter und der eine von den Landsturmmännern.

„Sind Sie krank?" fragte der Arzt. Ich schüttelte lässig den Kopf.

„Was haben wir denn heute für einen Tag?" fragte er wieder.

„Weiß ich nicht", sagte ich starräugig.

„Wann sind Sie denn geboren?" wurde ich wieder gefragt.

„Weiß ich nicht."

„Haben Sie noch eine Mutter? Leben Ihre Eltern noch?"

„Weiß ich nicht", sagte ich vollkommen ermattet.

Alles schwebte, war so leicht, so gleichgültig.

Nacht war schon, als ich in der Zelle aufwachte. Wie ich hierhergekommen war, wußte ich nicht. Man hatte mich in wollene Decken gewickelt.

Ich wurde ganz verdrossen. Also wieder in diesem Loch. Es hilft alles nichts, ich muß krepieren, sonst lassen sie mich nicht los, überlegte ich willenlos. Die Augen fielen wieder zu.

In der Frühe des andern Tages trugen mich die zwei Landsturmleute heraus. Ich schlug die Augen auf. Der Feldwebel strich mir über die Stirn und sagte bewegt: „Kommst zu Muttern, Kamerad."

Dann lud man mich auf einen Trainwagen, fuhr zur Bahn und übergab mich einem Lazarettzug. Ich lag immerzu

Digitized by Google

im Halbschlaf. Träume rannen hin und her. Ich fühlte wieder frische Luft, dann Wärme und ein Bett.

Durch die Schlafwände brachen Geräusche. In die Nase stieg Medikamentengeruch.

Wie lang es so ging, weiß ich nicht. Ich erwachte plötzlich, sah ein Schwesterngesicht ganz nahe, das lächelte, schlief wieder weiter.

Es stak was in meiner Kehle. Ich riß wieder die Augen auf. Die Schwester löffelte mir Grießmus ein. Ich spie alles gewaltsam heraus, der Schwester ins Gesicht. Sie fauchte auf, schrie. Aber ich schlief schon wieder.

Dieser Traumzustand dauerte — sagte man mir — beinahe zwei Wochen. Zeitweilig riß ich die Augen auf, sah fremde Gesichter in Krankenkitteln und schlief wieder ein.

Allmählich erholte ich mich, ließ auch im Wachen die Schwester gewähren, wenn sie mir einlöffelte.

Der Generalarzt kam, leuchtete mir mit der elektrischen Taschenlaterne ins Gesicht. Ich sah groß in das stechende Flämmchen. Eine kalte Hand strich über meine Stirn.

Die Kräfte kamen langsam wieder. Ich konnte meine Umgebung feststellen. Einer lehnte dauernd stumm am Fenster und zupfte an seinem Krankenkittel. Wieder etliche rannten sehr schnell im Kreise herum. Plötzlich fiel der eine davon lang hin und schlug krampfhaft um sich, schrie, brüllte.

Aus einer Ecke heulte eine wimmernde Stimme ohne Unterlaß: „Ich bin verrückt! Ich bin verrückt!" Und fiel in ein schüttelndes Schluchzen: „Maria! Maria!"

Mein Nebenschläfer zuckte von Zeit zu Zeit am ganzen Körper, warf sich hoch und knirschte, daß die Zähne krachten.

Im mittleren Bett auf der anderen Seite lag ein junger Mensch sitzend aufgerichtet, zeigte in einem fort mit gespreiztem Finger in die Luft und schrie: „Neuulm! Neuulm! Neuulm! He! Neuulm! Neuulm!"

Und endlich einer war, der von Zeit zu Zeit veitstanzartig von einem Bett zum andern hüpfte, sich die Kleider vom Leibe riß, seinen Geschlechtsteil in die Hand nahm und ihn beglotzte.

Digitized by Google

Dazwischen gingen zwei Wärter ruhig einher und zu Mahlzeiten sah ich Schwestern Teller herumreichen. Oder zwei Ärzte spazierten von Bett zu Bett, untersuchten und machten meinem Nebenschläfer eine Einspritzung.

Neue Kranke kamen. Dauernd war furchtbarer Lärm. Teller flogen krachend an die Wände. Einer spuckte auf die Vorbeigehenden. Dieser oder jener stürzte sich wütend auf ihn. Die Wärter griffen ein. Es wurde wer in die Zwangsjacke gebunden und auf eine andere Station gebracht.

Ich bekam zum ersten Male Fleischkost, schreckte auf, stemmte meine Hände: „Das ist das Pferd! Das Pferd!"

Die Schwester wollte mir das Essen aufnötigen. Ich schmiß den Teller samt Speise an die Wand. Die Wärter kamen und drohten.

„Das ist das Pferd," sagte ich beharrlich.

„Bist wohl meschugge!" schrien sie.

Aber ich nahm keine Fleischspeise zu mir.

Man brachte mir Biskuit und Rotwein. Biskuit aß ich. Den Rotwein weigerte ich anzunehmen.

„Das ist das Blut. Das Pferdeblut", sagte ich abweisend.

Die Schwester schüttelte den Kopf. Die Wärter lachten und tranken den Wein. Dann durfte ich aufstehen. Meine Kniee zitterten immer noch, wenn ich etliche Schritte machte. Den ganzen Tag saß ich auf der Bettkante, sprach kein Wort und starrte durchs Fenster.

Wenn ich hinausging, folgten links und rechts zwei Wärter und warteten am Aborteingang.

Ich wurde dem Generalarzt vorgeführt und vernommen.

„Warum essen Sie kein Fleisch?" fragte der.

„Das ist das Pferd. Das hat man nachgeschickt", sagte ich.

„Welches Pferd?" fragte der Arzt.

Ich erzählte ihm von dem Pferd, das ich abziehen sollte und dem die Därme heraushingen und sagte, seitdem hätte ich einen Ekel gegen alles Fleisch.

Ob der Major im Rechte war mit der Strafverhängung?

Ganz bieder fing der Herr Generalarzt an. Direkt schmeichelhaft wie ein Kamerad in einer weichen Stimmung.

Digitized by Google

„Vom Standpunkt des Soldaten hat der Major entschieden richtig gehandelt. Als Mensch ist das eine andere Sache, aber das gehört nicht hierher", sagte ich gewandt.

„So, so, — na ja, Sie werden wir wohl zu Muttern heimschicken", meinte der Generalarzt und die zwei Wärter führten mich wieder zurück in das Irrenzimmer. Ich ging wieder auf mein Bett zu und starrte hinaus ins Weiße des Hofes. Am Abend stand ein großes L auf meiner Fiebertafel. Das bedeutete Abtransport mit dem Lazarettzug.

Aber der Lazarettunteroffizier konnte mich nicht leiden, weil ich nichts anrührte, wenn es was zu tun gab.

Krankentransport auf Krankentransport wurde zusammengestellt und in die Heimat abgeschickt. Andere Kranke kamen. Ich blieb und blieb.

So verliefen die Wochen. Ich war immer noch da.

Um 12 Uhr schritt der Generalarzt sporenklirrend durch den Gang ins Sekretariat. Ich ging auf den Gang, als er vorbeikam.

„Was, Sie sind noch immer da?" sagte seine Exzellenz, drehte sich um und ging zum Unteroffizier auf die Schreibstube. Dort gab es Krach. Am selben Abend noch wurde ich mit einem Sanitätsauto zum Bahnhof gefahren und kam mit dem Lazarettzug in die Heimat.

Die ganze Zeit mußte mich ein Krankenwärter bewachen. Drei Ärzte kamen, wollten mich ausfragen.

„Weiß ich nicht", antwortete ich auf jede Frage.

Seelenvergnügt lag ich auf meiner schaukelnden Matratze und sah hinaus ins kreisende Land.

Idiot

Unser Zug fuhr durch Berlin und hielt in Görden bei Brandenburg an der Havel. Ich kam mit Verwundeten ins Vereinslazarett. Wir wurden gebadet, bekamen frische Wäsche und legten uns in die angewiesenen Betten. Dann kamen die Schwestern geschäftig dahergeflitzt. Sie brachten auf Tellern Dampfwürste mit Kartoffelsalat für jeden.

Digitized by Google

Was tue ich bei den Verwundeten? dachte ich. Die Schwester reichte mir die Dampfwürste. Platsch! — lagen sie an der Wand.

Allgemeine Bestürzung. Die Schwestern kamen angerannt, sahen mich stammend an und bestürmten mich mit Fragen.

„Was ist's denn? Können Sie das nicht essen?"

„Das ist das Pferd", sagte ich ruhig.

Ein Kopfschütteln.

Der Arzt kam, ging von Bett zu Bett, fragte jeden aus und war sehr freundlich. „Na, was haben Sie uns denn von Rußland mitgebracht?" fragte er mich und lächelte freundlich.

„Ich hab' einmal einen Magenkatarrh gehabt, Herr Doktor", sagte ich.

„So — und jetzt? Jetzt sind Sie ganz gesund?" fragte der.

Ich nickte lachend. Das Gesicht des Doktors veränderte sich ein wenig.

„Ja, warum hat man Sie denn dann hereingeschickt?"

„Ich weiß nicht. Man hat mich eben mitgeschickt", antwortete ich.

„Hm, soso — na, da müssen wir die Papiere abwarten," sagte der Doktor und sah mich an. Dann ging er weiter.

Am zweiten Tag gab es mittags Rindfleisch mit Gemüse. Wieder warf ich den Teller an die Wand. Und wieder kamen die Schwestern, fragten, bestürmten mich und sahen mich mitleidig an. „Das ist das Pferd", sagte ich wieder.

Ich bekam Pfannkuchen, Rühreier oder Biskuit, durfte aufstehen.

Der Arzt lächelte mich jedesmal freundlich an, und ich lachte ebenfalls.

Endlich waren die Papiere da. Ich mußte zum Arzt.

„So, Graf," sagte der ganz freundschaftlich, als ich ins Zimmer trat, „setzen Sie sich mal her. Wir wollen ein bißchen rechnen."

Der Arzt hatte einen großen Foliobogen vor sich liegen und fragte:

„Wieviel ist zwei und zwei?"

„Vier, Herr Doktor!" antwortete ich.

Digitized by Google

„Gut, gut", sagte er beifällig.

„Was ist für ein Unterschied zwischen einem Hund und einem Hausdach?" fragte er etwas gespannter und betrachtete mich scharf.

„Das Hausdach ist oben und der Hund läuft auf der Erde", war meine Antwort. Alles schrieb der Arzt auf. Wandte sich wieder zu mir und zeigte mir einen Apfel: „Wenn ich diesen Apfel zu vier Teilen auseinander schneide, wie heißt man da den einzelnen Teil?"

„Ein Viertel, Herr Doktor", antwortete ich prompt. Wieder bekam ich ein Lob und das Resultat wurde zu Papier gebracht.

„Und wenn ich jetzt die ganzen Teile nochmal halbiere, wieviel habe ich dann?"

Ich stockte, sah den Fragenden an. Er ermunterte mich nochmal, schnitt tatsächlich ein Viertel des Apfels auseinander: „Na, na — —?"

„Merkwürdig, Herr Doktor," sagte ich bieder, machte mit der Hand einen Wisch über die Stirn, „grad' wie wenn alles weggewischt ist da drinnen. Ich kann es mit dem besten Willen nicht sagen."

Der Arzt sah mich musternd an, lächelte ein wenig und machte einen Strich mit der Feder aufs Papier.

Dann mußte ich mich auf einen Operationsstuhl setzen und wurde untersucht.

Wieder kam diese merkwürdige Augenmanipulation.

Fertig damit, konnte ich gehen.

„Sie werden wir zur Mutter heimschicken, meinen Sie nicht?" sagte der Arzt freundlich lächelnd an der Tür.

„Da bleib' ich schon lieber beim Militär, Herr Doktor," sagte ich darauf, „die daheim haben auch nichts zu essen und da bin ich bloß überflüssig."

Im Tagessaal bestürmten mich alle mit Fragen nach meiner Krankheit.

„Ich weiß nicht, der Doktor weiß es", gab ich zur Antwort.

Da — was hatten denn die Kranken, daß sie so um mein Bettende standen und auf eine Stelle starrten? Ich ging

Digitized by Google

heran und jetzt erst bemerkte ich meine Fiebertafel. Hinter dem gedruckten Wort Diagnose stand frisch mit Tinte geschrieben: „Idiot" und ein Fragezeichen war dahinter.

Etliche sahen mich merkwürdig an. Ich brach auf einmal in ein wüstes Gelächter aus, tanzte förmlich und steckte den ganzen Saal mit meiner Fröhlichkeit an. Die Schwestern ließen mich alles machen und wenn sie glaubten, daß ich sie nicht bemerke, stöhnten sie: „Ach Gott, der junge Mensch!"

Wenn der Arzt kam, stellte ich mich breit hin und sagte bieder: „Guten Morgen, Herr Doktor! Ein Sauwetter haben wir heute!" oder „Heut Nacht haben wir eine schöne Hetze gehabt, fein war's, sag' ich Ihnen", usw.

Weil ich immer guter Dinge war und jedem Anlaß zum Lachen gab, wurde ich auch demgemäß behandelt. Aber das gefiel mir ausgezeichnet.

„Ein Vieh, dieser Graf," sagten die Hessen und die Preußen oder Brandenburger stießen sich verständnisvoll und lachten: „Junge, Junge, eine Nulpe!"

So ging es Tage. Ich schrieb nun auch Briefe. Hauptsächlich an meine Freunde in Berlin. Und eines Tages kam Richard Ohring aus Berlin an. Sofort wurde er vom Arzt abgefangen und einem eingehenden Verhör unterzogen.

Hernach, als ich mit ihm im Garten spazierengehen durfte, erzählte er mir mit todernstem Gesicht die merkwürdigsten Dinge.

„Du wirst hier als Minderwertiger behandelt. Aber jetzt ist es mit dir geschehen. Mach' dich gefaßt auf eine längere Internierung. Ich wußte nicht, was du hier für eine Krankenrolle spielteſt und habe dem Arzt ganz frei weg alles erzählt, was ich von dir wußte", sagte er zu mir und sah mich dabei unablässig an. Ziemlich deprimiert verließ er mich.

Am Abend noch mußte ich zum Arzt.

„Also Graf, Sie sind ja ein ganz intelligenter Mensch," sagte der, als ich zur Tür hereinkam, „Sie sind ja ein Dichter und haben schon in Zeitschriften veröffentlicht, sagt Ihr Freund."

Digitized by Google

„Stimmt nicht, Herr Doktor, der bin ich nicht", sagte ich hölzern.

Der Arzt wurde weich: „Setzen Sie sich mal. Wir wollen uns ein wenig unterhalten."

Er rückte ganz nahe an mich heran und sah mir väterlich in die Augen, faßte mich an der Schulter, als wollte er mich aus tiefem Traum aufrütteln: „Jetzt denken Sie sich einmal, ich wäre ihr Freund, Graf. Reden Sie einmal so, wie Sie mit Ohring reden würden."

Ich saß steif, starrte ihn verblödet an.

„Sie sind doch ein Dichter", wiederholte der Arzt immer eindringlicher.

„Graf, Sie haben doch schon veröffentlicht in Zeitschriften, Graf?"

„Der bin ich nicht, Herr Doktor", sagte ich abermals.

„Sehen Sie mich doch an. Sehen Sie, ich bin ein Mensch wie Sie. Meine Aufgabe ist, Sie baldmöglichst zu heilen, weiter nichts", sagte der Doktor noch eindringlicher.

Plötzlich beugte ich mich ganz nahe an sein Gesicht: „Sie sind der größte Verbrecher! Sie heilen nur, damit man uns wieder als Kanonenfutter brauchen kann. Sie sind schlimmer als jeder General und Kaiser, denn Sie benützen Ihre Wissenschaft nur, damit es wieder Leute zum Umbringen gibt. Die Generale, der Kaiser, die ganzen Kriegsherren handeln, wie sie es gelernt haben, aber Sie — Sie, Sie haben etwas anderes gelernt und lassen sich zur größten Schandtat benützen. Sie machen zu Tode Geschundene wieder lebendig, damit man sie wieder morden, wieder zerfetzen kann . . .!" schrie ich immer lauter, bis der bestürzte Doktor aufstand und mich anfaßte.

„Beruhigen Sie sich, Graf, Sie sind krank, schwer krank", sagte er.

Aber ich schwieg nimmer. Auch ich war aufgestanden und brüllte auf den Arzt ein. Eine maßlose Wut hatte mich erfaßt.

Die Tür ging auf.

Digitized by Google

„Sie sind vollkommen zerrüttet, Graf", sagte der Arzt, führte mich zur Tür.

Zwei Wärter standen bereits mit meinen Sachen da. Die Schwestern sahen beängstigt herein.

„Sie kommen jetzt in eine Heilanstalt", sagte der Arzt wieder und die Wärter nahmen mich in ihre Mitte. Ich hatte mich wieder etwas beruhigt. Alle nahmen peinlich Abschied.

Wir gingen durch den Park. Auf einmal wölbte sich ein Torbogen. Darüber stand in großen Lettern: Kgl. preußische Landesirrenanstalt Görden.

Wir schritten an roten Häusern vorbei, davor Zäune aus Drahtgeflecht. Merkwürdig verkommene Leute schritten drinnen gebeugt herum.

Endlich standen wir vor einem ebensolchen Haus. Station 4 stand auf einer weißen Tafel. Der eine der Wärter sperrte auf. Wir folgten. Hinter uns wurde wieder zugeriegelt. Ein paar Treppen. Wieder eine Tür. Ein ungeheurer Lärm und Qualm empfing uns.

Auf dem Tisch stand ein alter Mann mit einer Skala von achtzehn Tabakpfeifen und hantierte damit. Leute rannten herum, lachten oder pfiffen, rauchten oder sangen.

„Das ist Österreich — hoch Wilhelm — hier ist Ungarn — haut sie tot — das ist Thüringen — Petrus gießt Kotze auf die Welt — alleluja, dominus!" schrie der pfeifenfeixende Alte und schlug einen Heidenlärm auf dem Tische. Etliche standen da und spuckten auf ihn, zupften an seinem Rock oder beschimpften ihn.

Ich lehnte mich glatt an die Wand und begann schallend zu lachen.

Jetzt erst sah man mich.

„Komm, Sepp!" sagte ein großer Mann und nahm mich unter den Arm. Wir gingen im Kreise. Der Lärm schwoll wieder. Der Alte warf die Pfeifen in der Luft herum und fing sie auf, sprang auf einmal auf den Boden und begann laut zu weinen. Einer fiel hin und bekam Krämpfe, zerfetzte sich die Kleider und verbiß sich. Die Wärter packten ihn

Digitized by Google

und brachten ihn weg. Ein junger Mann rannte weinend von einem Eck ins andere und schrie: „Nicht schießen! Nicht schießen!"

Einer begann zu predigen.

Alle lachten, weinten, schrien oder saßen dösig in einer Ecke.

Ich mußte in den Schlafsaal und mich zu Bett legen bis der Arzt kam.

In einem fort lachte ich grell auf.

Der Doktor erlaubte mir Aufstehen. Ich konnte wieder in den Tagessaal gehen und bekam Essen.

Wir saßen an langen Tischen. Alles war hier angenietet und fest. Das Geschirr war aus Blech. Gabel und Messer gab es nicht.

Manche schütteten ganze Löffel Salz ins Kompott, einige spuckten erst hinein und verschlangen den zurechtgemachten Fraß. Einer schlug immerzu seinen Teller an die Tischkante. Man mußte aufpassen da. Sah man weg, hatte man keine Speise mehr. Ich lachte in einemfort laut schallend. Das steckte die andern an. Oft war der Saal ein einziges Gelächter.

Mittelpunkt war immer der Alte mit den Pfeifen. Er beschimpfte bei jeder Visite den Arzt auf das schmählichste und schmiß ihm die Pfeifen nach oder spuckte nach ihm. Dann kam er ins Dauerbad.

Nach etlichen Wochen kam ich in den ersten Stock. Das war eine sogenannte leichte Station. Die Schlafsäle waren hier kleiner. Ruhiger war's. Wir bekamen Papier und konnten Karten spielen.

Mittags gegen zwei durfte das ganze Haus im gitterumzäunten Garten spazierengehen.

Die Fortsetzung.

In unserer Stube waren wir fünf. Leow, der Berliner Schlosser, lag mir gegenüber. Ein großer Jude namens Mayer war da, ein Kölner Uhrmacher, der an hysterischen

Digitized by Google

Anfällen litt, und endlich ein Student aus Berlin, der fast nie ein Wort mit anderen Kranken sprach.

Leow half in der Küche mit. Das Essen war sehr knapp. Leow stahl Brot und Wurst, teilte aus. So schloß sich der Freundschaftsring. Nur der Student machte nicht mit. Er hielt sich immer abseits, und eines Tages kam Leow aufgeregt ins Zimmer und erzählte, daß uns einer verraten hätte. Der Student stand dauernd bei den Wärtern. Wir schöpften Verdacht. Auch die Leute der anderen Stuben wurden von diesem Herrn unterrichtet. Jeder mied ihn.

„Der muß weg", sagte Leow, der nicht mehr in der Küche mithelfen durfte.

„Um Gottes willen, macht keinen Skandal", flehte der Uhrmacher.

„Der Schuft", sagte ich.

Mayer stand Posten, wenn wir allein beisammen saßen. Einer von der Nebenstube wurde als Spion engagiert. Er hatte die Gespräche des Studenten mit den Wärtern zu überwachen. Und richtig: Hanisch — so hieß der Student — hatte uns verklagt.

Leow ballte die Faust, raunte mir ins Ohr: „Heute fassen wir ihn."

Wir gingen in den Tagessaal. Auf einmal hatte mich eine ungeheure Wut erfaßt. Alle Kameraden waren bereit zum Ausbruch. Ich rannte immer, immer schneller um die Tische. Die Wärter faßten mich ins Auge, stellten sich schon in die Ecken. Da kam Hanisch aus dem Abort. Mit einem Satz war ich ihm im Gesicht, krallte mich in seine Wange und riß ihn nieder. Ein furchtbarer Lärm erhob sich. Die Wärter stürzten sich auf mich, aber alle Kranken waren rebellisch und halfen zu mir. Die Tür ging auf. Von der „schweren Station" kam ein Dutzend Wärter. Die Arme wurden uns in die Rücken gebogen. In die Schultern gab es Spritzen, und dann ging es ins Dauerbad. Neben mir in der Wanne lag Leow. Er machte mir Zeichen, hielt die Faust hoch: „Rache!" Ein Wärter kam, versetzte ihm einen Stoß.

Digitized by Google

Man war wehrlos, lag splitternackt in einer heißwassergefüllten Wanne bei 40 Grad Wärme. Der Raum war dampferfüllt und klitschigglatt. Drei Wärter gingen am Fenster auf und ab. Wollte einer aus der Wanne, stießen sie ihn einfach hinein.

Es hieß also liegenbleiben. Liegenbleiben und abwarten.

Das Mittagessen mußten wir im Wasser einnehmen, aber man hatte keinen Appetit. Mattigkeit kam, Schwäche, unsägliche Schwäche. Aus Zellentüren an der einen Seite kamen fürchterliche Klagelaute, Poltern, Schreie, Verwünschungen, Gebete. Erst am dritten Tag wurde ich vollkommen erschöpft aus der Wanne gezogen und ins Bett gelegt.

Von da ab redete ich kein Wort mehr. Weder Leow noch andere Bekannte waren um mich.

Der Arzt kam, fühlte meinen Puls. Der riesige Wärter berichtete, daß ich den ganzen Tagessaal ruiniert und Hanisch die Backe heruntergerissen hätte.

„Stimmt das?" fragte der Arzt. Ich schwieg und sah ihn böse an.

Fünf Monate schwieg ich. Selbst allein sprach ich kein Wort. Im Garten traf ich meine Kameraden wieder, Leow kam, wollte mir erzählen. Ich schwieg. Mayer kam. Ich schwieg. Der große Berliner kam. Ich schwieg. Entsetzt erzählten sich alle, ich sei stumm.

Krepieren oder freiwerden, wiederholte ich in Gedanken und knirschte in mich. Alle bemißtraute ich. Jedermann war mein Feind.

Kam der Arzt und wollte mit mir sprechen, machte ich eine Geste, wie wenn ich etwas aufschreiben wollte, erhielt sodann einen Bleistift und einen Zettel dazu und schrieb meine Wünsche nieder.

Erst kurz vor meinem Abtransport griff ich abermals einen Verhaßten an und schrie in der Erregung auf.

Wieder kam ich zwei Tage ins Dauerbad, und die gleiche Sache wiederholte sich. Als ich im Bett lag und der Arzt vor mir stand, berichtete der Wärter: „Er hat alles rebelliert und zusammengeschlagen. Der Pionier sieht übel aus."

Digitized by Google

„Warum machen Sie denn das?" fragte der Arzt mit bösem Gesicht.

Ich wollte sprechen, brachte aber nur stotternde Laute heraus.

„Na, seh'n Sie, das war ganz gut, daß Sie so gehaust haben, jetzt können Sie wenigstens wieder sprechen", sagte der Arzt lächelnd.

Wieder stotterte ich ein paar unverständliche Laute heraus und begann zu lachen.

„Sie kommen jetzt weg in Ihre Heimat", sagte der Doktor und ging.

Ich durfte wieder aufstehen. Sehr interessiert gruppierten sich meine Kameraden um mich. Ich wollte reden, aber es ging nicht. Ich fiel wieder ins Lachen. Dann kam der Wärter, führte mich in die Gewandkammer, gab mir meine Sachen. Ich mußte mich reisefertig machen.

Ein brandenburgischer Landsturmmann brachte mich weg auf die Bahn.

Die Reise ging durch Berlin.

Als wir aus dem Anhalter Bahnhof gingen, winkte ich einem Offizier, stotterte ihn um Feuer an und hielt meine Zigarette hin.

Der Mann begann zu schimpfen. Mein Begleiter machte leise Erklärungen und deutete an seine Stirne.

Der Offizier gab mir lachend Feuer.

Wir besuchten Jung, Schrimpf und Oehring. Ich lachte in einem fort.

Der Wärter benahm sich sehr gemütlich, behandelte mich wie ein Kind.

Abends ging der Zug weiter. Alle kamen wir nochmal in der Wartehalle zusammen und tranken viel Bier und Kognak.

„Idiot!" schrie Jung mir nach, als der Zug abfuhr.

Die andern schüttelten wie irr die Köpfe.

Ich lachte.

Digitized by Google

Ich vergaß oft alles, bekam Prügel vom Lehrer und zu Hause. Ich hatte Angst, Angst, Angst! —

Wenn ich allein war, überfiel mich eine irre Verzückung, eine besinnungslose Freude, wenn ich mir ausmalte, wie ich sei, wenn der Herr in mich gekommen wäre.

Ich spürte keine Prügel, alles Ummich war verloschen. Ich hatte ein Gefühl, als sei alles schwebende Unwirklichkeit um mich. —

Doch dann kam wieder die Angst, die furchtbare Angst vor der plötzlichen Versündigung und auf einmal — ein bohrendes Mißtrauen, ein Grauen vor allen Menschen. —

Meine Mutter war sehr fromm. Sie hatte oft und oft Gott empfangen und war unverändert geblieben. Meine Geschwister waren leichtzüngig, hatten viele Male Gott empfangen — aber man sah ihnen nichts an. Alle Dorfleute waren fromm oder sündhaft, aber alle, alle hatten Gott geschluckt, oft und oft, und nichts an ihnen zeugte von einer Wandlung.

Mein Vater fluchte, daß oft das ganze Haus bebte, trank, fuhr jedes Jahr in einen berühmten, weit entfernten Wallfahrsort und empfing nach der Beichte den Leib des Herrn — betrank sich hernach in irgendeinem Bräu und fluchte am andern Tag genau so wie vorher, lästerte Gott. Nichts hatte ihn geändert. Alle Menschen nahmen Gott und wieder Gott in sich auf und keinen erfaßte die Verklärung, keiner hatte sich verändert. Alle blieben gleich, vollkommen gleich! —

Ich wurde irr.

Was war das?

Das!! Das, daß alle gleich blieben nach dem Empfang der Hostie, daß man keinem etwas ansah?

Das, daß Gott keine Spuren an den Empfangenden zeigte?

Ich sah meinen Vater an, meine Mutter, meine Geschwister, die Dorfleute, alle, alle.

Und auf einmal packte mich das Entsetzen.

Alle waren Gottesräuber! Allen lauerte der Teufel auf. Alle waren der Hölle verschrieben. Alle mußten ewig, ewig, ewig brennen, leiden, brennen, leiden!! —

Digitized by Google

Ich weinte tief in der Dunkelheit. Ich hatte Angstträume. Ich versteckte mich im Heu, wenn Vater fluchte, und mein Herz stand oft jäh still, denn jeden Augenblick konnte, mußte ein Blitz aus heiterem Himmel niederstürzen. Konnte, mußte mein Vater für immer jäh verstummen oder tot umfallen. Konnte! Mußte! —

Ich versteckte mich, ließ rufen und rufen und gab nicht an, ich aß nichts mehr, ich schlief kaum noch, ich schrie plötzlich in der Nacht laut auf und fühlte mich nur geborgen beim Religionsunterricht in der Schule.

Dann kam die heilige Handlung.

Ich weiß nicht mehr, wie ich mich verhielt. Ich fühlte eine Oblate und schluckte sie hinunter. Und riß die Augen weit auf.

Jetzt mußte ich strahlen. Jetzt mußte etwas in mir zu brennen anfangen! — Wir schritten in die Betstühle zurück.

Meine Glieder bewegten sich genau wie vorher. Ich schwebte nicht. Ich sah alles genau so, fühlte alles genau so, wie ich es immer gesehen und gefühlt hatte.

Es hatte sich nichts geändert! Nichts! Gar nichts!!

Der Pfarrer hatte gelogen! Gelogen! —

Es gab keinen Gott in einer Hostie. Es gab überhaupt keinen. Es war alles Lüge! Lüge! Lüge! Lüge! —

Es gab keinen Blitzschlag aus heiterem Himmel, keine Hölle! Meine Angst, mein Beten, mein Weinen — alles, alles war umsonst gewesen!

Es gab keinen Gott, keine Ruhe, kein Wunder, keine Verklärung! Es gab gar nichts! — Gar nichts! — —

*

Es war 1917. Ich war wieder in der Stadt.

Wieder rann das Leben. Nichts hatte sich geändert. Alles war gleich. Die Fabrikarbeit, die Arbeiter, der Meister, die Logisfrau. Scheinheiligkeit, Speichelleckerei, Muckertum, Mißtrauen, Berechnung auf eigenen Vorteil — alles war gleichgeblieben.

Und ich? —

Digitized by Google

Weshalb war ich frei?

War ich denn frei? —

Nein! Tausendmal Nein!!!

Hatte ich wenigstens etwas gewonnen? Hatte ich wem genützt durch mein Tun? Wirkte ich als irgendein Beispiel?

Nein! Tausendmal Nein!!!

Ein Ekel stieg auf in mir. Ein grenzenloser Haß gegen mich und alles Leben um mich.

Ich schritt dumpf durch die Straßen. Es lachte wer. Jäh zuckte es auf in mir —: Jetzt! Aufspringen, sich auf einen Menschen stürzen, ihn niedermachen, viele, viele Menschen niedermachen, erwürgen!! Und dann wieder eingesperrt werden. Allein sein, ganz allein!! —

Verzweifelt, ruhelos ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Auf und ab. Die ganze Nacht.

„Was bin ich?"

„Was will ich?"

„Wem nütze ich?"

Immerzu, immerzu! Und ebensooft: „Nichts! Nichts! Niemandem!"

Verbissen, irr.

Und plötzlich: „Und bin doch! Will doch! Nütze, nütze, nütze — — nütze!! — Wem!? Wem!?" „Wem" stand auf, übermächtig. —

Der Tag fiel durchs Fenster. Ich packte meine Koffer, schrieb einen Brief an den Bäckermeister der Brotfabrik, schickte meine Logisfrau hin und verließ fluchtartig die Stadt.

*

Als Handwerksbursche wanderte ich einmal durch die Dünen am Meer. Nacht war es. Plötzlich fing's zu regnen an, zu donnern, zu blitzen. Und das nahe Meer grollte. Kein Baum, kein Licht. Finsternis, nichts als Finsternis und Regen, Regen, Regen, Geheul, Blitzen, Donnern. Immer furchtbarer, grausamer! Rasender Sturmwind. Peitschender Regen.

Digitized by Google

Regen, der mich auf einmal hinwarf wie ein hilfloses Blatt. Tief in den Schlamm preßte und auf meinen zitternden Körper niedersauste mit einer Gewalt; wie ich sie nie wieder erlebte. Regen, der mich erbarmungslos begrub. Lebendig, gänzlich wehrlos, verlassen.

Und die bebende Erde, der krachende Himmel, die brennende Luft, der rasende Wind!

Und das Meer zischte, heulte, türmte hochauf und fiel klatschend nieder. Ich schrie, brüllte, weinte. Es krachte, bebte, surrte, zischte, peitschte. Da streckte ich mich ohnmächtig aus und preßte willenlos meine Hände betend ineinander, schrie, schrie: „Gott!"

Dann verlor ich die Besinnung.

Als ich aufwachte, war es still. Wie ein schwebender Flor lag die Luft ringsum. Ich arbeitete mich aus dem Kot und sah in die strahlende Helle.

Und brach ins Knie. — — — — — — — —

Vollkommen erschöpft kam ich nach langem Marsch in einer kleinen Stadt an. Etliche Mark hatte ich noch. In einem kleinen Wirtshaus blieb ich über Nacht. Als ich auf das Zimmer kam und Tinte und Feder auf dem Tisch sah, befiel mich plötzlich der Drang an einen Menschen zu schreiben. Fast besinnungslos nahm ich aus meiner Brusttasche einen letzten Rest Briefpapier.

Alle Müdigkeit war fort. Die Feder flog. Gehackt waren die Sätze, regellos, geschleudert.

Als ich zu Ende war, überflog ich die Blätter, las einmal, zweimal — dreimal und begann plötzlich zu weinen.

Übermannt von Müdigkeit legte ich mich unausgekleidet aufs Bett und versuchte zu schlafen, schloß die Augen fest, fast gewaltsam.

Aber es ging nicht.

Ich zitterte, fröstelte, zuckte.

Ich erhob mich abermals, zündete das Licht an, nahm die Feder in die Hand und begann zu schreiben.

Auf einmal war mir etwas unwirklich klar. Eine seltsame Ruhe überfiel mich.

Digitized by Google

Meine Glieder schmerzten. —
Die Augen brannten. —
Ich schrieb. —

*

Das Ende brach zusammen hinter mir.
Anfang hat morgenfrisch die Tore aufgetan.
Der Boden unter meinen Füßen klingt,
und hoffend straffen sich die Schritte.
Noch einmal aber raste ich, um ins Vergangne auszuschauen,
und sehe Brüder aus dem Nebel näher kommen,
auf gleichem Weg und gleichgebeugt von Last und Prüfung.
Auf ihre Stirnen hat das Tägliche und alle stumme Not der Zeit
ein helles „Doch!" geschrieben. —
Wir sehen uns nur an
und schreiten weiter, Mann für Mann.
Denn jenes Ewige, das Gott so züchtigt, weil er es unendlich liebt,
ist tief in unsrem Blut geblieben,
und strahlt uns wie ein Gnadelicht voran. — —

Ende.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 062532799

Digitized by Google